

Jakob Vetsch

Das Goldbrünneli

Eine Sagensammlung aus Klosters und Umgebung



Jakob Vetsch · Ds Goldbrünneli

Verlag Brassel Klosters

Jakob Vetsch

Ds Goldbrünneli

Eine Sagensammlung aus Klosters und Umgebung

Mit fotografischen Illustrationen
von Thomas Jost

Klosters 1982 / 1998

2. Auflage 1998

© 1982 / 1998 by Verlag Brassel, Inh. J. Haltiner, 7250 Klosters
Druck: Buch- und Offsetdruck Brassel, Inh. J. Haltiner, Klosters

ISBN 3-9521567-0-1

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	9	Rund um die Gerechtigkeit	
		Dr schwarz Stiar	86
		Die büssenden Sennen	87
		Das Nebelmännlein	89
		Der Rösslihap	90
		Die nächtlichen Sennerinnen	91
		Dr Jäger uf Zrvretta	93
		Der Marchensetzer	96
		D Sunntigchind gsehnt meh as andari	97
		Der unschuldige Geist	98
		Hescht än ätta gsehn?	99
Berge, Steine und Alpen		Gold und Silber	
Die Baretto-Balma	32	Goldadern	
Silvretta und Vereina	36	im Gebirge der Casanna	101
Die Fee Silvretta	37	Ein helles Lichtlein	102
Silvretta, Canard und Sardasca	42	Der vornehme Venediger	103
Madrisa	45	Ds Goldbrünneli	105
Der unglückliche Schlangenbanner	48	Geisshirt Flury aus dem Gmür	107
Schonet die Krone!	50	Die verschüttete Silbergrube	108
Der Schlangenbanner in Schlappin	53	Dem Erezmännli wachen	109
Tuä nid nu Milch trichä	54	Der Schatz	
Die Schwarze Madrisa	55	in der Kirche zu Klosters	111
Die Sage um den Namen Albeina	58	Im alten Klosterkeller	112
Die tote Alp	62		
Die begehrte Sennerin auf Totalp	65		
Casanna und Gauder	67		
Die Sage vom Steinmännli	73		
Goldenes Wasser	76		
Die Buche und die Schlange	79		
Duranna	81		
Luzifer	84		
Dr Tüfelstein	85		

Choli, witt au Tügg?	115	Der Wechselbalg	143
Starke Männer		Der Hausbutz Stutzli	145
Martin Grass in der Fremde	116	Ein unbequemer Hausgast	146
Der starke Grass	119	Der launige Alpbutz	147
Ritter Hans Jeuch	120	Wettergeister	148
Historische Sagen		Der Geist in Pardenn	149
Das weisse Lamm	121	Schicksal eines Rindes	151
Das Dreifingerkraut	123	Der fremde Musiker	152
Der Geistergesang in der Alp Novai	124	Hexen	
Im Bündelti	126	Dür ds Chämi uf und nienä an	153
Dr Gäischt in dr Tobelhütten	128	Die seltsamen Füchse	154
Zu früh gelacht	131	Die verhexte Dame	157
Der Bergsturz in Monbiel	133	Die Elstern in Pardenn	159
Von den letzten Bären	134	Hexentanz im Riedloch	160
Die gewölbte Brücke	135	Dr Häxatanz im Riedloch	162
Fänggen, Butze und Geister		Die schlechte Nachbarin	166
Das Wildmännli von Conters	136	Schnelle Fahrt	
Röteli, Röteli, faascht mi nid	137	von Holland nach Klosters	167
Die Holzfäller	138	Der Jäger in Nöten	169
Das Fänggenmannli Uezi	139	Ja, diä Chatzä!	171
Der Geissler	140	Die Hexe im verbrannten Rock	172
		Das Totenvolk	
		Das Totenvolk	173

Da han i au ammal übernachtet	174	Zurückbuchstabiert	179
Ein Sausen		Teuer bezahlte Mutprobe	181
wie von einem Bienenschwarm	175	Der Weg in die Schwendi	182
Um Mitternacht in der Alp Novai	176	Der entglittene Alpnutzen	183
Wenn wir singen, dann kommen sie	177	Die Schlüsselsau	184
Glück und Unglück		Quellenverzeichnis	187
Di Zit ischt da,		Literaturverzeichnis	193
aber dr Man no nid	178	Stichwortverzeichnis	195



Einleitung

Ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben,
weder Engel noch Mächte noch Gewalten,
weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges,
weder Hohes noch Tiefes noch irgendein
anderes Geschöpf uns scheiden kann von der
Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist,
unserm Herrn. Röm. 8,38.39

Den auffallenden Sagenreichtum im hinteren Prättigau würdigte bereits Georg Fient in seinem 1897 erschienenen Werk «Das Prättigau» mit den Worten: «Fast alle Höfe, Waldgründe und Täler der Landschaft Klosters-Serneus sind von der Sage reichlich belebt worden». Viele der Sagen finden wir denn schon niedergeschrieben in verschiedenen, zum Teil vergriffenen Büchern und Zeitschriften — aber eben, sie sind in ihrer Fülle und Breite nicht zur Hand. So hatte es sich das vorliegende Buch zur Aufgabe gesetzt, den Sagenschatz aus Klosters und Umgebung zu heben und die alten Erzählungen gesammelt und geordnet sprachlich der heutigen Zeit angepasst greifbar zu machen. Erfreulicherweise konnten dem hübschen Sagenkranz einige weitere, frisch gepflückte, schöne Blumen beigelegt werden.

Auch und gerade in der modernen, zivilisierten und aufgeklärten Zeit hat man Sagen gern. Das habe ich von aufmerksam gespitzten Kinderohren abgelesen. Warum? Sagen sind Geschichten, welche Wünsche und Träume, Gefahren und Ängste aus dem verborgenen Herzen in den Bereich des Erlebbaren holen und zum Erlebnis werden lassen. Sagen sind mehr noch als Geschichten — sie sind gewissermassen Geschichte. Im Gegensatz zum «Es

war einmal» des Märchens wissen sie Ort und Zeit der Handlung zu nennen und wurden von Generation zu Generation weitererzählt. Wenn dies heutzutage weniger der Fall ist als früher, so ist das veränderten Lebensgewohnheiten und anderen Problemstellungen zuzuschreiben. Denn Sagen helfen dem Menschen der Zeit, in der sie erzählt werden, seine Probleme hilfreich zu erkennen, einzustufen und zu verarbeiten. Sie sind Zeitspiegel und Weisheitsbilder. Jakob Kuoni drückte das im Jahre 1903 im Vorspann zu seiner Sagensammlung des Kantons St. Gallen so aus: «Sagen sind alte Münzen: Sie haben ihren Kurs allerdings verloren, nicht aber ihren Wert; dieser hat sich unter dem rollenden Rad der Zeit sogar vervielfältigt». Aus diesem Grunde ist das Sagenmaterial bei aller Wertschätzung von unserem heutigen Denken her kritisch zu sichten, wurzelt es doch im tiefsten germanischen Heidentum, überwachsen von christlichem Glaubensgut verschiedenster Ausgestaltung.

Mit den Bedingungen, die zur Entstehung und Weitergabe von Sagen führten, hat sich die traditionelle, volkskundlich orientierte Sagenforschung befasst. Untersucht wurden etwa die Umstände, welche das Zustandekommen von Trugwahrnehmungen und bildhaft-anschaulichen Vorstellungen begünstigen. Kinder und Jugendliche, Fiebernde, Ermüdete verfügen über eine besondere «eidetische Disposition», aber auch Träume werden als wichtige Quelle der Sagenbildung gewertet. Nebelfetzen erscheinen als dämonische Wesen, das Krachen und Wüten des Sturmes wird als Manifestation böser Geister empfunden, und normale Kellergeräusche wie Tropfenfall oder Dehnung des Holzes werden als Wirken eines klopfenden Geistes aufgefasst. Dabei schaffen das geheimnisvolle, gefahrdrohende Dunkel der Nacht und die Nähe verrufener Orte, die Verlassenheit des Weges oder der entladenen Alp eine angsthaft-unheimlich getönte Stimmung, eine Art innerer Bereitschaft, ungewisse Tatbestände in eine Illusion umzuformen. Und es mag sein, dass die von den Existenzphilosophen postulierte existenzielle Urangst oder Weltangst unter angstfördernden

äusseren Bedingungen zur Aktualangst durchbricht. So kam Friedrich Ranke zum Schluss, bei Volkssagen handle es sich um volkläufige Erzählungen objektiv unwahren, phantasiegeborenen Inhalts, der als tatsächliches Geschehnis in der Form des Ereignisberichtes erzählt werde. Demgegenüber forderte Heinrich Burkhardt eine Sageninterpretation, die auch den Sinn solcher Erlebnisse für den Erlebenden berücksichtigt. Ferner wies er darauf hin, dass vom Standpunkt der kritischen Wissenschaft aus kein zureichender Grund vorliege, die Existenz von Geistern a priori zu verneinen. Und Will-Erich Peuckert erkannte in der Sage einen Wahrheitsbericht aus dem Dorfe. Sagen erheben Wahrheitsanspruch, und wer sie verstehen und nicht nur als Erdichtetes betrachten, als buntes Bild erleben will, der muss ihnen Wahrheit zugestehen. Aber — so fuhr Peuckert fort — die Wahrheit ist relativ, und Aussagen sind im Rahmen ihrer je eigenen Weltanschauung gültig. Für die Sage bedeutet dies, dass sie auf ein besonderes mythisches Klima angewiesen ist, um lebendig sein und gedeihen zu können — und für jenes andere Denkbewusstsein ist Toleranz erforderlich.

Wenn aber die Frage des Woher? zur Frage des Was? und Wozu? wird, wenn also die Sagenmotive selbst zum Gegenstand der Untersuchung werden, dann liegt die Vermutung nahe, dass es sich bei den in Mythos, Märchen, Sage und Volksdichtung auftretenden Zügen um typische Vorstellungen handelt, welche sich unabhängig von zeitlich-räumlicher Berührung eigenständig bilden können. Eine Wandertheorie mag in manchen Fällen dazu geeignet sein, die Verbreitung und Verästelung gewisser Gehalte zu erklären. Doch die moderne Tiefenpsychologie hat in eindrücklicher Weise die Idee der Elementar- oder Völkergedanken, die Adolf Bastian im letzten Jahrhundert entwickelt hatte, fruchtbar gemacht und ist dazugelangt, in der menschlichen Seele ähnlich den instinktiv verankerten Verhaltensweisen gleichartig wirkende Formelemente der Vorstellungen anzunehmen. Während Sigmund Freud das Vorhandensein einer unbewussten Psyche empirisch nachgewiesen hatte, schloss Carl

Gustav Jung aus der Tatsache, dass sich die Vielfalt der aus dem Unbewussten auftauchenden Bilder einer verhältnismässig begrenzten Zahl von Typen zuordnen lässt, auf eine allgemein-menschliche, angeborene Struktur der Psyche. Dabei bezeichnete Jung nicht die Vorstellungen selber, sondern die vererbten anordnenden Faktoren, die gegebenen Möglichkeiten zu Vorstellungsformen, als Archetypen, als Urbilder. Er wandte die Methode der symbolgeschichtlichen Vergleichung, der Amplifikation, an und bediente sich mythologischer Parallelen, weil diese denselben Sinngehalt aufweisen. Jung ging davon aus, dass spontane Manifestationen des Unbewussten in Träumen, Visionen und dergleichen durch symbolische Bilder eine notwendige Einstellungsänderung des Bewusstseins bezwecken, um den Grundgegebenheiten der Psyche Rechnung zu tragen. So steht denn hinter der scheinbar freien Phantasie eine psychische Notwendigkeit, und die Sagen dürfen als Gestaltungen psychischer Wahrheiten betrachtet werden. Es ist ihnen archetypisches Geschehen und seelische Wirklichkeit zu eigen. Darum ergreifen sie den Zuhörer, darum wurden sie überhaupt weitererzählt. Als psychische und nicht unbedingt physische Wahrheiten, symbolisch und nicht konkret-tatsächlich verstanden, vermitteln Sagen Erfahrung und Wissen des Volkes, zu englisch «Folklore». Darüber hinaus erfüllen sie — wie Gotthilf Isler dargelegt hat — religiöse Funktion, denn Sagen sind oftmals nicht bloss Schilderungen der Begegnung eines Menschen mit Geistern oder Dämonen, sondern bieten Anweisungen für den richtigen Umgang mit jenseitigen, unbewussten Mächten.

Daher vermag die Verwandtschaft zwischen Traumleben einerseits, Mythos, Sage und Märchen andererseits sowie das Auftreten ähnlicher Bilder im selben Volk, aber auch in den verschiedensten Kulturen nicht zu verwundern. Manche Sage tönt als Echo von vielen Bergen zurück. Im Oberwallis finden sich nicht von ungefähr gleiche Leitgedanken, wie sie auch von unserer Walserbevölkerung erzählt werden. Allen gemeinsames Erleben von grundlegender

Wichtigkeit hat diese Formen entstehen lassen, geprägt und weitergereicht. Dabei ist es nicht gesagt, dass der ursprüngliche Träger eines Erlebnisses, das in tieferen seelischen Schichten wurzelt, sich in einem psychischen Grenzzustand befinden musste, wie er durch Schlaf oder Fieber ausgelöst wird. Nicht selten kommt es unvermittelt zu einem erschütternden inneren Geschehen, in welchem ungeahnte geistige Strebungen gewaltsam nach Ausdruck ringen. Solche Ereignisse wirken nachhaltig und lassen keinen gleichgültig, denn sie sind Erleben des Göttlichen, des Numinosen, in seinem doppelten Aspekt des Schrecklichen und Beseligenden (des Numinosen als «mysterium tremendum et fascinans», wie es Rudolf Otto nannte). Sie rütteln auf und ordnen zugleich ein.

Unsere Gruppe «Berge, Steine und Alpen» enthält am meisten Erklärungssagen, ätiologische Sagen. Merkwürdige und auffallende Dinge, Zustände oder Namen der Natur rufen nach einer Deutung. Das Volk gibt sie durch eine Sage, meist im Widerspruch zum modernen, wissenschaftlich begründeten Weltbild. Der Teufelstein wurde vom Teufel, der eine Wette verlor, unter dem Talgrat plaziert, da auch bei vorzeitigem Mittagläuten selbst der Teufel sein Werk niederlegen muss. Die grossen Vertiefungen in einer Felsplatte hinter der Alp Garfiun rühren vom groben Sturz des Teufels aus dem Himmel. «Uf'm Tritt» haben besessene Schweine ihre Fussspuren hinterlassen. Der Name der Alp Duranna setzt sich nach der Sage zusammen aus Dur und Anna. Und das Steinmännli wurde nach einem furchtbaren Gewitter gebildet, hinter welchem der germanische Gewittergott Donar — dem der Donnerstag geweiht ist — stecken könnte. Es stellt einen untreuen, versteinerten Verlobten dar, den die schatzbewachende Jungfrau Casanna bestraft hatte. Die serpentindurchzogene Totalp befindet sich nach einer der drei erzählten Varianten in solch trostlosem Zustand, weil dort oben die reichste Frau der Gegend einen armen Greis abgewiesen hatte.

Diese in den Alpen vielfach belegte «Blüemlisalpsage» kommt ähnlich auch in den Pyrenäen und im Himalaya vor. Sie ist die alpine Fassung des Sodom- und Gomorrhomotivs, der wegen ihrer frevelhaften Bewohner zerstörten Stadt. Die Frau in unserer Sage von der toten Alp hatte zwar alles auf Erden Wünschbare erreicht, aber dabei ihre ganze Menschlichkeit verloren. Ihrem irdischen Schatz war sie dermassen verfallen, dass sie hartherzig gegen Mensch und Gott wurde. In vielen dieser Geschichten ist es nämlich nicht ein armer Greis, sondern Gott oder Christus selbst, der als Bettler die Sennen um ein Almosen bittet und davongejagt wird, nach Matthäus 25,42: «Ich war hungrig, und ihr habt mir nicht zu essen gegeben; ich war durstig, und ihr habt mich nicht getränkt.» So erkannte auch die Hirtin Christus im Nächsten nicht mehr. Denn ihre Verbindung mit dem Reichtum, mit dem Unbewussten war misslungen, sodass die Grundlage ihres Reichtums zerstört werden, die Natur ihre Fruchtbarkeit aufgeben musste. Unter dem Geröll verdammt ist nun ihr ganzes Problem, leider auch die Möglichkeit einer Bewusstseinserneuerung, einer Umkehr. Das ist eine ernsthafte seelische Tatsache, die ihr Abbild im Bereich der Natur sucht und auf Totalp findet.

In ebenso tragischer Weise verfiel der Ritter Eginolf von Scharenn der schönen Fee Silvretta, einer Animafigur, von der er sich nicht mehr lösen konnte und die plötzlich als stolzes Riesenbild mit wilden Blicken drohend das Opfer seines eigenen Kindes forderte. Das Kind symbolisiert eine zukünftige, werdende Bewusstseinslage, eine das Bewusste und Unbewusste einende psychische Ganzheit. Indem Eginolf diesen kleinen Ganzmacher erschießt und damit seine Zukunft verdirbt, ist auch sein Tod besiegelt. Der angerichtete Schaden ist derart gravierend, dass er als Leiche zu Boden sinkt, aber auch Silvretta zum Gletscher erstarrt. Und der junge Saaser war seiner Madrisa auf Saaser Alp so eng zugetan, dass er ihretwegen die Besuche bei seiner Familie im Dorf unten vernachlässigte. Madrisa, Symbol der guten

Mutter und Archetypus der grossen Erdmutter, leistete dem Bauernburschen fruchtbaren Beistand in der Pflege des Viehs und erinnert mit ihrer Güte an die Göttin Holda, mit ihren langen, goldhellen Haarflechten an die glänzende und lichtvolle Göttin Berchta. Als jedoch der Vater aus Sorge nachschauen kam, fühlte sie sich gestört und musste weichen. Demgegenüber wusste der Gemsjäger aus Schlappin seine Verantwortung im Hinblick auf die Versuchungen durch die Schwarze Madrisa wahrzunehmen. Obwohl ihn die Hexe mit dem uralten Wunschtraum des Jägers lockte, sie zeige ihm ein Rezept zur Giessung von Freikugeln, die ihr Ziel niemals verfehlten, liess er sich nicht zur Schliessung eines schwarzen Ehebundes unter dem Patronat des Teufels hinreissen und verkaufte seine Seele nicht dem Bösen, wie es in so mancher der weitverbreiteten Freischützsagen berichtet wird. Vielmehr erkannte er nun seine gefährliche Lage — in Lukas 15,17 heisst es vom Verlorenen Sohn: «Da ging er in sich.» — und bat im Geheimen Gott um seinen Beistand. Der Jäger holte sich während der ausbedungenen Bedenkzeit beim frommen Einsiedler St. Jakob Rat und wusste sich nachher mit dem Vorzeigen des christlichen Zeichens des Kreuzes und mit dem Aussprechen der drei höchsten Namen gegen Hexe und Teufel zu wehren, was zwar auch wieder direkt zauberhaft anmutet, aber doch die dem Christentum beigemessene Bedeutung im Schutz gegen die Bedrohung der Lebensgrundlagen eindrücklich aufzuzeigen vermag.

Mit der Gruppe «Rund um die Gerechtigkeit» werden die mythischen Sagen und die Erlebnissagen eingeleitet. Jener Frau, die eines Abends nach der Aeuja unterwegs war, erschien im Doggiloch vom Cappwald her ein grosser, schwarzer Stier. Der Wald symbolisiert einen unbewussten Bereich, eine dunkle Schicht, in welcher das Animalische lebt. Aus diesem heraus erhob sich mit einemmal ein kurioes Gebrüll wie von einem Stier, und plötzlich stürmte das Ungeheuer, ein ausdrucksvolles Sinnbild auch in der griechischen Mythologie,

tatsächlich daher. Der Stier zeigt Tier- und Triebhaftigkeit an, die es in den Stierkämpfen mit Todesmut zu besiegen gilt. Er gilt als ein Zeichen für die unkontrollierten Kräfte des Menschen, aber auch als ein urtümliches Gottesbild, imponierend durch seine Vitalität und Zeugungskraft. Ferner wird die psychische Ganzheit durch ihn repräsentiert, das Selbst unter dem Aspekt der schöpferischen Dynamis. Die erschrockene Frau sieht also unterwegs ein Teil ihrer selbst von der linken Talseite her — Ungutes signalisierend — auf sich zukommen und rennt davon, als ob sie den Schwarzen im Rücken hätte. Es verfolgt sie demnach ein Geschehnis aus ihrer Vergangenheit — darum geht der Stier anderen nicht nach — mit welchem sie kaum fertig wird. Deshalb flieht sie vor dem aus ihrem eigenen Unbewussten Ausbrechenden, statt es mit dem Bewusstsein in Einklang zu bringen, auf sich zu nehmen und die Konsequenzen zu ziehen. Nicht von ungefähr passiert ihr das gerade im Doggiloch, ist doch das Doggi im Bündnerland jener Dämon, der die Menschen plagt. Erst die alte Aeujerin hält der Frau entgegen, bei ihr müsse etwas nicht in Ordnung sein, worauf sie schuldbewusst weiterzieht. Ein seelisch notwendiges Ereignis ist ihr zugestossen, es geschieht ihr gewissermassen «recht».

Nun folgen die eigentlichen Rechtssagen mit den nach dem Tod Büssenden. In diesen Sagen mischen sich die kirchliche Fegfeuerlehre — 1. Kor. 3,15: «Wird jemandes Werk verbrennen, so wird er Schaden leiden; er selbst aber wird gerettet werden, doch so, wie durch Feuer hindurch.» — und das volkstümliche Vergeltungsbedürfnis mit dem älteren und allgemeinem menschlichen Glauben an die Wiederkehr der Toten. Die Rechtssagen hängen durch ihre Berichte von Freveln und von ihrer Abbüßung nach dem Tod mit den Sagen von den Armen Seelen zusammen. Mit dem Glauben daran, die Lebensführung auf Erden bestimme das Los nach dem Tod, konnte sich der Idealbegriff von Gerechtigkeit und Ehrlichkeit durchsetzen. So wird von liederlichen und parteiischen Sennen, von hinterhältigen Marchenversetzern und

von unredlichen Geschäftsleuten erzählt, die nach dem Tod keine Ruhe finden. Und wie der heimkehrende Monbieler mit dem Marchensetzer erfahren musste, darf man Büssende nicht von ihrer Beschäftigung abhalten, sonst kann es passieren, dass man erst am Morgen mit furchtbar geschwollenem Kopf krank heimkommt, nachdem die Morgenglocke allem bösen Spuk ein Ende gesetzt hat.

Beide, Frauen und Männer, müssen unter Umständen gleichermassen büssen. In der Küh-Vereina sah ein Schäfer zwei nächtliche Sennerinnen aus dem Keller — ein Bild des Unbewussten mit seinen unbekanntem Möglichkeiten — heraufkommen, die käsen mussten. Da er die angebotene Geisterspeise zwei Mal ausschlug und damit nichts zur Erlösung der beiden beisteuerte, aber doch neugierig wiedergekommen war, wurde er zur Hütte hinausgejagt und von einem Windstoss weit weggetragen. Der gemassregelte Vorwitzige schaute noch zurück und gewahrte eine Helle, als ob die Hütte in vollem Brand stünde: das Fegefeuer, in welchem die Unerlösten nun verbleiben mussten. Er, dem an jenem ersten Abend Schafe fehlten, hatte durch die Abweisung des Gemeinschaftsmahles aber verpasst, seinen eigenen bedrohlichen Zustand in einen das Leben fördernden umzuwandeln.

Mit den höllischen Flammen lieber nichts zu tun haben wollte der Jäger auf Silvretta, der in den Krämerköpfen seinem unlängst verstorbenen Freund begegnete. Dieser war als letzter einer Reiterschar dahergesprengt gekommen. Unter den Pferden züngelten Feuerflammen und spritzten Funken hervor. Pferde und Reiter zeigten dieselben feurigen Gespensteraugen. Als der Reiter den Jäger aufforderte, er solle mal greifen, wie warm er sitze, begehrte jener nicht mit den Fingern zuzugreifen, sondern langte vorsichtig mit seinem Stecken zum Sattel, worauf die Feuerflammen spritzten, dass es weitherum ganz hell wurde — ein klassisches Bild für die Höllenflammen, die brennen, aber den Unrechttuer nie verzehren um die Qualen zu verewigen. Da sich der Jäger aber richtig verhalten hatte, widerfuhr ihm weiter nichts,

nur dass er über Nacht vor Schreck grau geworden war. Nach der zweiten überlieferten Fassung durfte er sich in redlichem Bestreben gar absichtlich in die Krämerköpfe wagen. Dieser Mann wusste, was er wollte und war im Recht mit seinem Anliegen, sonst wäre er nicht mehr heimgekehrt, wie ihm versichert wurde. Unbewusstes und Bewusstes harmonierten in ihm. Auch hier handelt es sich beim nächtlich Erschienenen um einen Büssenden, der zu Lebzeiten Forderungen doppelt geltend gemacht hatte. In von christlichen Anschauungen weniger geprägten Sagen erscheinen die Totenseelen jedoch vor allem dann den Lebenden, wenn ihr Leben irgendwie unvollendet geblieben war oder wenn sie noch ausserordentlich stark an das irdische Geschehen gebunden waren, wie es in der Sage vom reichen Klosterser Bürger anklingt, der im Leben nie genug hatte und nach dem Tod noch seine eigene Beerdigung vom Kammerfenster aus mitverfolgen musste. Zudem sind unter dem Einfluss christlicher Verkündigung in einem Umwandlungsprozess der Entmythisierung mythisch-dämonische Wesen zu Gestraften umfunktioniert worden. In der Sage vom Jäger auf Silvretta blieb neben dem jüngeren Motiv des Büssenden das ursprünglichere Bild vom wilden Jäger und vom wütenden Heer, der Prototyp mythischer Sagen, weitgehend erhalten. Von allen Gottheiten der alten Deutschen war Wotan der erste Gott, der Schöpfer, Geber und Lenker aller Dinge, der Sturmgott, der alles durchrang und in zerstörende Bewegung versetzte. Er führte das Volk der Friesen an, das aus unseren Alpentälern in einem scharfen Ritt nach der alten nordischen Heimat sauste. Mit der Ausbreitung des Christentums verlor aber auch Wotan seine Bedeutung und steht nun als höllischer Jäger an der Spitze des wilden Heeres. Der einst strahlende Gott hat eine trotzige Gestalt angenommen und jagt auf flammendem Ross mit dem wütenden Heer in rasender Eile durch die stürmische Nacht dahin. Aus dem Himmel ist er in die Hölle verdrängt worden, aus dem Tag in die Nacht verwiesen, aus dem Bewussten ins Unbewusste abgeglitten.

Bergwerks- und Schatzsagen finden sich in der nun folgenden Gruppe «Gold und Silber». Diese Sagen gingen zunächst von in der Geschichte durchaus genutzten Gesteinsformationen an der Casanna aus, wovon heute noch Stollenreste und Flurnamen wie «Erezsäss» zeugen, oder sie nahmen ihren Anfang in einem historisch möglichen Aufbewahrungsort von alten Schätzen wie in ehemaligen Klostergebäuden. Im weiteren aber sind diese Anfänge ausgestaltet durch die verschiedensten Sagenmotive. Wertlose Sachen wie Nussschalen und Schneckenhäuslein im Kessel über dem Küchenfeuer des alten Klosterhauses zeigen einen bedeutenden Schatz an, den ein Mönch im Keller zu hüten hat — Weinbergschnecken wurden als Fastenspeise verwendet, deshalb vielleicht die Schneckenhäuslein, die den Mann auf den Reichtum hinweisen. Und der schatzhütende Geist in der Kirche stellt die Forderung, der Schatz könne nur gegen ein ungetauftes Kind eingetauscht werden — ein späterer Zusatz aus dem Bereich der Teufels- und Hexensagen.

Venediger als fremde Goldsucher treten auf, von denen die Sage im Riesen-, Erz- und Fichtelgebirge, im Harz und in den Alpen erzählt. Sie wurden auch «fahrende Schüler» oder «Studenten» genannt. Ein solcher Venediger muss auch einmal einen Christian Casolf in Conters aufgesucht haben. Mit einem Kameraden von Casolf zusammen wurde eine Silberader in der Casanna-Alp freigelegt, doch kurz vor dem Erreichen des Ziels entfernte sich der Venediger, nachdem er noch einen Kreis um die Grube herum gezogen und den beiden Contersern eingeschärft hatte, sie dürften eine Frau, welche an dem und dem Tage kommen werde, auf keinen Fall den Kreis überschreiten und in die Grube blicken lassen, sonst sei alles umsonst gewesen. Der Kreis gilt als Symbol des Vollkommenen, des Absoluten, der Ganzheit oder des Selbst. Zur erfolgreichen Schatzsuche gehört nun nicht nur mühsame Arbeit, sondern auch, dass man mit den zügellosen Triebkräften seines Innern — mit der Frau, die dann tatsächlich mit aufgelösten, fliegenden Haaren wie rasend gegen die Grube

gelaufen kam — fertig wird, was hier nicht der Fall war. Darum krachte buchstäblich alles in sich zusammen. Ebenso gefährdet wie durch die eigenen ungestümen Kräfte ist die Schatzsuche durch den Neid der Gesellschaft. Wenn die Fundgrube entdeckt wird, hat der leichte Verdienst ein Ende. Das musste Lemm von Mezzaselva erfahren.

Von besonderer Bedeutung in der Vorstellungswelt des Menschen ist der Ort, wo ein Schatz liegt und die Kämpfe zur Gewinnung desselben ausgetragen werden. Die Höhle, das Tiefe im Berg, und der Keller, das Tiefe im Haus, sowie die Kirche als solche Orte lassen erahnen, wie tief die Schatzsuche reicht. So drückt denn die dem einen in den Schoss fallende, dem andern schwer zu erringende und dem dritten unerreichbare Kostbarkeit, der hell erleuchtete Schatz, der tief in der eigenen Seele ruht, das Sehnen nach dem unfassbaren Erlebnis des Einswerdens mit dem göttlichen Wesenskern im Menschen, respektive mit Gott selbst aus. Das «Fünklein» des mittelalterlichen Mystikers Meister Eckhart ist nur eine unter den vielen Ausdrucksweisen, welche sich auf diesen Schatz beziehen. Da dieser nur erfahren und nicht beschrieben werden kann, wird er in symbolischen Vorstellungen ausgedrückt. Damit ist also in erster Linie nicht etwa der Mammon gemeint, sondern im Grunde der Dinge «vielmehr Schätze im Himmel, wo weder Motte noch Rost sie zunichte machen und wo Diebe nicht einbrechen und stehlen», wie es in Matthäus 6,20 heisst. Das ist der Griff nach dem Bleibenden. Aus diesem Grund hat nicht nur das arme Hirtenbüblein, das den rechten Sack ausgelesen hatte, genug, sondern auch seine Nachkommen; und im «Gmür» hat man noch lange Zeit nachher dreikantige Goldstücke von fremdem Gepräge gefunden. Deshalb auch wird in diesen Sagen immer wieder das Geschenkhafte im Gegensatz zur Leistung betont, die Rechtfertigung aus Gnade und nicht aus Werken. Erzwingen lässt sich in den letzten Dingen nichts, und oft muss man mit dem zufrieden sein, was man bekommen hat — «Meine

Gnade ist genug für dich» steht in 2. Korinther 12,9 — wie es der arme Mann, als er in der Alp Casanna ein drittes Mal Gold holen wollte, nachgerufen bekam.

Verschiedenste interessante Sagenmotive birgt die Sage vom «Erezmännli», die mir in Serneus erzählt wurde. Um das Glück zu erlangen, haben drei Sonntagskinder drei Tage und Nächte ohne zu reden und zu schlafen in einer Hütte dem Erezmännli zu wachen. Dann kämen sie zu recht Geld. Die wiederholt vorkommende Dreizahl erinnert an die Trinität, die Heilige Dreifaltigkeit, sowie an die Zeit zwischen Karfreitag und Ostern, Kreuzigung und Auferstehung Christi. Die Figurenastrologie weiss, dass der Mond anderthalb Tage vor Neumond und anderthalb Tage danach nicht sichtbar ist und dann als kleine Sichel wieder am Himmel erscheint. In der Mitte aber sind «Vater» und «Mutter» beieinander, zwischendrin wird neues geschaffen. Nach drei Tagen und Nächten ist also der Mond wieder zu sehen — das ist die Zeit des Sterbens und Werdens. Und die Sonnenastrologie sagt, der Sonntag gehöre der Sonne. Sonntagskinder sehen nach den Berichten unsrer Sagen mehr als andere. Bei ihnen ist die Kraft der Sonne, des Lichtes besonders mit dabei. Der Beginn des Ostersonntags wird in Matthäus 28,1 mit den Worten beschrieben: «Als es zum ersten Tag der Woche aufleuchtete.» Diese Anklänge an Karfreitag und Ostern werden durch das in der Sage weit übersteigert vorhandene Gethsemane-Motiv des Wachsens ergänzt. Zuerst werden sorgfältig Vorbereitungen getroffen, dürres Holz angeschafft und Wasser getragen, was der Rüstzeit vor dem Passafest entspricht. Dann aber, und schon das mutet merkwürdig an, gilt es nicht einige wenige Stunden zu wachen wie in Gethsemane, sondern gleich drei Tage und Nächte, drei Mal 24 Stunden. Gefordert ist nun auch nicht das «Wachet und betet» wie es nach Matthäus 26,41 Jesus von seinen Jüngern verlangt, wohl aber ein sonderbares «Wachet und schweiget», das die Gemeinschaft der Drei empfindlich zersetzen und den Einzelnen an die Grenze der physischen und psychischen Belastbarkeit treiben muss. Um Mitternacht wird

das Experiment gestartet, zur Mitternachtszeit auch wieder beendet, wenn die äusseren Sinne schweigen und eine spezielle Empfänglichkeit zur Begegnung von inneren Welten herrscht. Die Mitternachtsstunde gehört dem Gefühl. Sie ist eine zeitliche Schwelle und Grenze, die zu überschreiten immer gefährlich ist, aber auch ihre Chance in sich trägt. Da plötzlich springt die Stubentüre auf, und ein kleines Männlein mit einem prall gefüllten Sack tritt ein, den es mitten auf den Boden stellt, mitten in das Geschehen hinein. Gerade das hält nun scheinbar einer der drei Glücksuchenden nicht mehr aus — es soll ein «Schuochter» von Serneus gewesen sein — und ruft in die unheimliche Stille der Ereignisse hinein: «Alle guten Geister loben Gott und loben ihren Meister!» Mit diesem Ausspruch und der Berufung auf unsern Herrn und Gott setzt er dem Schweigen, aber auch dem Spuk ein Ende. Alles ist abgewendet. Auf und über den Zaun davon macht sich ein schwarzer Pudel, eine Teufelsgestalt, wie Mephistopheles Goethes Faust begegnete. In seiner Deutschen Mythologie hat Jacob Grimm darauf hingewiesen, dass der Teufel als Hund Schätze bewacht. Beim zweiten Versuch schlief in der letzten Nacht noch einer der Wachenden ein, und so will unsere Sage wohl lehren, der Mensch könne das Heil unmöglich mit eigenen Anstrengungen ohne den Heiland erlangen. Sie erscheint uns wie ein volkstümlicher Kommentar zum Jesuswort in Gethsemane, das nach Matthäus 26,41 lautet: «Wachet und betet, dass ihr nicht in Versuchung kommt! Der Geist zwar ist willig, das Fleisch aber ist schwach.»

Einer Geistergestalt Erlösung gebracht hat in der Sage «Choli, witt au Türgg?» ein armes Hirtenbüblein durch sein richtiges Verhalten. Indem es den Fremden zum Mahl eingeladen hatte, stellte es Gemeinschaft, *communio*, mit dem Jenseitigen her. Und weil es im Keller den rechten Sack auswählte, einen Sack voller Goldstücke, erlöste es die Arme Seele, was als gelungener oder als misslungener Versuch in den Alpensagen häufig berichtet wird. Das Kind erscheint hier als ein die Gegensätze von Diesseits und Jenseits, Bewusst und Unbewusst

vereinigendes Symbol, als ein Mediator, ein Heilbringer, welches uns daran erinnern kann, wie der in Armut und Verachtung geborene Jesusknabe, das göttliche Kind, als Heiland und neues Licht in die Welt gekommen ist.

Die kleine Sagengruppe «Starke Männer» gibt uns Kenntnis von der Muskelkraft des gutmütigen Martin Grass und von der Kugelfestigkeit des tapferen Hauptmann Hans Jeuch. Sagen von starken Leuten sind weitverbreitet. Von besonderer Wichtigkeit ist dabei die Rettung der heimatlichen Ehre. Das ist auch hier der Fall, wenn es darum geht, den Veltlinern zu zeigen, dass ihr aufschneiderischer Tiroler nicht der Stärkste der ganzen Christenheit ist, oder wenn man sich gegen demütigende Übergriffe aus dem Montafon zur Wehr zu setzen hat. Dann sprengt Jeuch den Klostersern mit seinem grimmigen Schimmel — ein Symbol von Glück und Leben — voran in den Kampf und stellte seine Kugelfestigkeit unter Beweis. Das Gefeitsein ist ein alter Traum. Die Kunst, sich kugelfest zu machen, soll ursprünglich vor allem von Wilderern geübt worden sein, um sich unschädlich zu halten. Diese Sagen gehören eigentlich mit zur Gruppe «Historische Sagen», welche eine den geschichtlichen Tatsachen vielfach widersprechende, aber umso herzhaftere und einprägsamere volkstümliche Geschichtsüberlieferung und Geschichtsdeutung enthalten. Es handelt sich um Sagen vom Prättigauer Freiheitskampf und aus der Pestzeit, sowie um Berichte von der Katastrophe des Bergsturzes in Monbiel, von den letzten Bären und vom Hochwasser anno 1910. Es sind dies Sagen der Erinnerung an ausserordentliche Begebenheiten oder Persönlichkeiten, Sagen mit starkem Bezug zu historischen Vorgängen, welche eine durchaus auf der Linie des Wesens der Sache liegende, jedoch nicht unbedingt den realen Ereignissen entsprechende Deutung erfahren. So erschien in der Kirche zu Saas am Palmsonntag 1622 den unschlüssigen Prättigauern ein weisses Lamm, Christus das Opferlamm, welches zwar das Kreuz anzeigt,

aber die Auferstehung, den Sieg verheisst. Daraufhin zogen sie in den Kampf gegen die österreichischen Besetzer und haben diesen auch gewonnen.

Zu den Sagen eher mythischen Gehalts zurück und zu den Dämonensagen hin führt die Gruppe «Fänggen, Butze und Geister». Bei den Bündner Fänggen finden sich einerseits Züge eines primitiven Natur- und Walddämons, worauf die wilden Leute und schon die Wortetymologie deuten: *silvanus*, *salvang*, *tirol. fanga*, *bündn. fängg*, *Waldwesen*. Andererseits haben sie mit den Zwergen der indogermanischen Mythen gemeinsam, dass sie ungewöhnliche Kenntnisse besitzen und über ausserordentliche Fähigkeiten verfügen. Die vom Wildmännli zu Conters gehüteten Kühe und die vom Geissler zu Klosters geweideten Ziegen gaben besonders viel Milch. Trotz ihrer mythischen Kräfte und grossen Schlauheit sind sie dem Menschen unterlegen, können überlistet und für kurze Zeit eingefangen werden. Auf das grössere und schönere Menschengeschlecht neidisch, rauben sie wohlgestaltete Menschenkinder zur Blutauffrischung und Artverbesserung aus der Wiege, indem sie hässliche, missgestaltete Wechselbälge unterschieben, die nur durch besondere Praktiken zum Selbstgeständnis ihres Alters zu bringen und damit loszuwerden sind. In seltsamen Sprüchen verkünden die Kleinen dann ihr Alter — meist am x-mal abgeholzten und wieder aufgeforsteten Wald gemessen — und so stellt sich heraus, dass sie uralte sind. Werden Fänggen für ihre Dienstleistungen belohnt oder in irgendeiner Weise gestört, ziehen sie fort. Viele dieser Eigenschaften sind für die germanischen Zwergensagen typisch. Es ist in dieser Hinsicht bedeutungsvoll, dass die Fänggensagen in den deutschen Tälern Graubündens, im Prättigau, Davos, Schanfigg, Safien und im Gebiet von Churwalden beheimatet sind. Die Fänggen sind hilfreiche und freundliche Wesen, die den Heinzelmännchen in den Märchen entsprechen. Der Bündner Topograph des 18. Jahrhunderts Nicolin Sererhard, Pfarrer auf

Seewis, hielt es damals nicht für unmöglich, dass diese Geschöpfe «Mittelgeschöpfe, medium quid, inter angelos et homines in rerum natura», also Mitteldinger zwischen Engel und Menschen in der Welt gewesen sein könnten. Er sinnierte weiter, es gebe ja auch zahme und wilde Tiere, und so wäre denkbar, Gott habe in ähnlicher Weise dem zivilisierten Menschen einen wilden zuerschaffen. Seit der Reformation seien die wilden Leute jedoch verschwunden, besonders weil ihnen das Glockengeläut verhasst sei. Psychologisch gesehen stellen Zwerge eine tiefe Seelenschicht unbewusster Schöpferkräfte in der Gesamtpersönlichkeit dar. Sie sind eines der vielen Symbole des Selbst des Menschen. Aber dieses Selbst tritt ihm als etwas Unscheinbares, Neckisches, zuweilen Hässliches mit ungeahnten Kräften entgegen. Darum erscheint der Umgang mit einer solchen schöpferischen Dynamis in uns als wichtig: ungewohnte und unangepasste Belohnung bringt Eitelkeit und lässt sie schwinden, genau gleich wie sie sich von Unterdrückung und aus Gefangenschaft durch einen gewaltigen Ausbruch in die Freiheit notgedrungen lösen muss.

Dämonensagen, wie sie sich als unseren Sagen zugrundeliegende Entwürfe herauschälen lassen, deuten auf eine einfachere Denkweise hin als die mythischen Sagen, welche auf fortgeschritteneren religiösen Anschauungen beruhen. Der ursprüngliche (präanimistisch oder animatistisch eingestellte) Mensch beseelte alles, was ihn umgab. Die wirkenden, dem Menschen förderlichen oder schädlichen Kräfte gehen seinem Empfinden nach nicht nur (animistisch) von bestimmten dämonischen Wesen aus, sondern sind in den Erscheinungen der leblosen, der pflanzlichen und der tierischen Natur schon vorhanden. Der Mensch sieht sich von Naturgeistern umgeben, die den Wetterwechsel ankünden, die ihm bald hilfreich zur Seite stehen, bald plagend zu schaffen machen. Der gutmütige, zutrauliche Hausbutz Stutzli auf Selfranga, dessen Lieblingsplätzchen die Ofenbank war, wiegte das neugeborene Kind zur Zufriedenheit aller. Noch heute reden wir von einem «guten Hausgeist». Die Vorstellung

hingegen, dass er als Arme Seele durch das Wiegen des unschuldigen Kindleins schliesslich erlöst wurde, ist ein den Totensagen entlehnter Zug. Und der unbequeme Hausgast im Dörfji, ein Kellerbutz, zeigte sich als Plaggeist einmal von der schlechten, als Schutzgeist über das Eigentum des Besitzers einmal von der guten Seite. Jederzeit jedoch verlangte er am Abend seine gewohnte Schüssel Milch, was bedeutet, dass er an der Familie teilhaben wollte. Seine Anwesenheit führte er auf den Urehni des Dörfjers zurück. In dieser allerpersönlichsten Bezogenheit gleicht er einem erworbenen «spiritus familiaris» — und vom «Familiengeist» sprechen wir auch heute noch.

Demgegenüber setzte der launige Alpbutz auf dem Inner-Säss im Schlappinertal als Alpdämon gleich nach der Alfabfahrt das Treiben der Sennen fort. Das war dem Grosshirten bekannt, und so konnte er damit rechnen, dass seinem verhassten Kleinhirten etwas blühen würde, wenn er das extra zurückgelassene Rind holen kam. Dieser aber verhielt sich dem Alpbutz gegenüber richtig. Er bot ihm von seinem Mittagessen an und erhielt dafür als Geschenk vom Alpbutz ein zierliches «Schelmapfiifli». Die Gabe des Pfeifens verlieh dem Hirtlein eigentlich übermenschliche Fähigkeiten, brachte ihn in eine selige Harmonie mit der gesamten Natur. Einem antiken Heroen, einem halbgöttlichen Kulturbringer gleichend, kehrte er am Abend pfeifend mit dem Rind nach Hause. Der entzückt-verwunderte Grosshirte wusste nun aber nicht, dass entscheidend das Verhalten des Buben gewesen war, und schloss irrtümlicherweise, der Butz müsse doch nicht so arg sein. Da auch er so schön musizieren wollte, ging er ebenfalls noch der Alp zu, aber vom habsüchtigen Grosshirten ist nichts mehr zurückgekommen.

Ganz altem Sagengut begegnen wir in der Sage «Schicksal eines Rindes». Das Motiv der nächtlich verzehrten Kuh, von welcher nachher nur das dem beteiligten Menschen angebotene und von ihm gegessene Stück fehlt, erinnert an die Thor-Mythe der Snorra-Edda

des 12. Jahrhunderts. Durch Verlegung in die hiesige Gegend und Rückführung auf die Künste von Geistersennen konnte es sich halten. Das am Tag verlorene und am Abend gefundene Rind wird durch das «Nachtmahl» — ein Kommunionmahl im weitesten Sinne — vermeintlich nochmals verloren, aber wieder erhalten. Ausgedrückt ist damit die nach der unbedingt notwendigen Teilnahme am Mahl wiedererstehende Lebensgrundlage, wie sie die Kuh für die Äpler bildet; ausgedrückt im fehlenden Stück ist aber auch die ausgestandene Angst, sie zu verlieren.

Mit seinen Geissfüßen, seiner menschlich-tierischen Gestalt, zeigt der «fremde Musiker» schon an, womit wir es in der nächsten Sagengruppe zu tun haben: mit dem Teufel. Er offenbart sich seinem Gefolge wie Gott dem Mose in 2. Mose 3 am Dornbusch, nur ist er nicht vom Guten, sondern vom Bösen. Seinem ursprünglichen Wesen nach war dieser Musikant aber ein fröhlich einender Ortsgeist, wie ihn die Alltagssprache mit dem Begriff «Dorfgeist» immer noch bezeugt.

Die Gruppe «Hexen» beginnt mit der Sage «Dür ds Chämi uf und nienä an». So lautet die Losung für die Reise auf dem Besen durch den Kamin in die Geisterwelt, ins Unbewusste. Der Kamin ist ja in zahlreichen Erzählungen und im Volksglauben in umgekehrter Richtung das Einfallstor der Geister in die Welt der Menschen. Und so stellt er in der Sage das Ausgangstor der Menschen in die Welt der Geister dar. Aber diese Fahrt will gekonnt sein, und darum wird der unkundige Neuling unter den Hexen, das Mägdchen, welches den Spruch ihrer Herrin missverstanden hat und im Übermut «überall an» möchte, über alle Zaunstecken geschleipft. Sie erinnert an die heidnisch-germanische Vorläuferin der Hexe, an die Hagazussa, was altdeutsch Zaunreiterin heisst. Schon diese konnte wahrsagen und zaubern. Fast die ganze Masse des altdeutschen Zauberwesens ging in das neuere Hexenwesen über. Der mit

einer besonderen Salbe bestrichene Besenstiel und das mit einem zierlichen Stöcklein berührte Bocksfell vermögen durch die Lüfte zu tragen. Die Hexen verfügen über die Fähigkeit, sich in Tiere wie Füchse, Elstern und Katzen zu verwandeln. Die Frage ist nun aber, warum eine Fahrt auf den Tanzplatz gleich eine Reise ins Unbewusste bedeuten musste? Aus Angst um die Moral und vor den Auswirkungen einer Zersetzung derselben hatte sich die christliche Kirche schon früh mit Vehemenz gegen Spiel und Tanz gewandt. Die Sagenforschung sieht in einer grossen Gruppe von Volkssagen die unmittelbaren Nachwirkungen christlich-mittelalterlicher Predigten. Dazu gehören zahlreiche Warnerzählungen, in denen der Teufel als die mächtige Schreckfigur zum Beispiel auf dem Tanzboden auftritt. In der hell erleuchteten Waldwiese, die ihr Licht jedoch nicht von Gott, sondern von Luzifer (Lichtbringer, Höllenfürst) hat, fordert der Teufel zum Bündnis durch die mit eigenem Blut getätigte Unterschrift ins Gesellschaftsbuch auf — das Gegenstück zum Buch des Lebens, der Heiligen Schrift. Erschien dann ein Hexenmeister nicht zum Tanz, so wurde er geplagt, bis er gerne wieder kam. Verspätete sich eine Hexe, dann wurde sie vom Bösen gekratzt und gebissen, geschlagen, an einen Baumstrunk gebunden, ausgepeitscht und schliesslich im Stich gelassen. Kannte einer die Losungsworte für die rasante Heimfahrt nicht, hielt er am Morgen statt der wunderhaften Geige einen wertlosen Katzen- oder Fuchsschwanz in der Hand.

An der ländlich-dörflichen Hexe blieb jedoch vor allem die Kunst des Schadenzaubers haften. Eine immer radikalere Dogmatisierung des Bösen führte zu einem schrecklichen Hexenwahn, eine der grausigsten Verirrungen des Menschengenies, wovon die erhaltenen Prozessakten des 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts traurige geschichtliche Zeugen sind. Aber auch einige der Sagen berichten davon. Die angeblich zu Baumwanzen verwandelten Kirschen wurden dem schlechten Zauber der Nachbarin zugeschrieben. Hinter fehlenden Eiern steckte

eine diebische Hexe, und die Nachbarin Greta richtete scheinbar in Katzengestalt Schaden im Stall an. Eine schwarze Katze ist im Iran ein bösertiger «Dschinn», ein bösertiger Dämon, hier taucht sie als böse Hexe auf. Hinter allem Misslungenen wurde eine Hexe — und nicht ein Hexenmeister! — gesehen, eine Hexe, die verfolgte, gefährliche Weiblichkeit im Gegensatz zur verehrten, heilbringenden Weiblichkeit der Maria. Das ist im Grunde genommen eine dem Mann in dieser Gespaltenheit immer schon innewohnende Weiblichkeit, auf welche er angewiesen ist, der er aber nicht verfallen darf, und die im Hexenwahn ins Perverse gekehrt wurde, die Anima. Der Hexenglaube schöpfte demnach aus der Masse altdeutschen Zauberwesens, belebte durch eine kirchlich vorangetriebene Dogmatisierung des Bösen den alten Dämonen- und Teufelsglauben und drückte zugleich die jener patriarchalen Zeit eigenen Hoffnungen und vor allem Ängste der Seele in der zur Hexe stilisierten Animafigur aus. Darum hielt er sich so zäh und lebt in abgeschwächter Form zuweilen gar noch im Glauben an den bösen Blick fort.

Die uralte, allgemein verbreitete Vorstellung, dass sich die Seelen der Verstorbenen zu grösseren Gruppen und Zügen versammeln, fand ihre Ausgestaltung in den Sagen unsrer Gruppe «Das Totenvolk». Die Nachtschar kommt mit sonderbarem Gesumme und Gemurmel vor dem Haus dessen zusammen, der bald sterben wird. Wenn sie vorbeizieht, ist ein Sausen wie von einem Bienenschwarm zu hören und ein starker Luftzug zu verspüren. Das Totenvolk sammelt sich aber auch um Mitternacht vor der Alphütte, zieht gemächlich in langer Reihe Psalmen singend talab in eines der Dörfer im hinteren Prättigau und holt vor Tagesanbruch einen Neuen. Solche Vorstellungen klingen an das Bild der Walküren Wotans aus der altgermanischen Götterlehre an, welche die Erschlagenen vom Schlachtfeld in die göttlichen Wohnungen trugen. In ergreifender Weise erscheint eine Gemeinschaft nach dem Tod, die

Gemeinschaft der Toten, und die Endlichkeit allen diesseitigen Geschehens dringt ins Bewusstsein. Besonders unvergesslich ist die Zeit der Ewigkeit gegenübergestellt im Ausspruch des verstorbenen über 90-Jährigen, der im Zug mitläuft und an seinem ehemaligen Haus vorbeigehend sagt: «Da han i au ammal übernachtet.» Darin haben die Worte von Psalm 90,4 ihren Niederschlag gefunden: «Tausend Jahre sind vor deinen Augen wie der gestrige Tag, wenn er vergangen, wie eine Wache in der Nacht.» Hans, der das alles beobachtet und hört, zieht den Schluss: «Warum tūan miar nisch denn au sövl sorgn und blagn, wenn meh as nüünzg Jahr nun an Tag und an Nacht sind?» und trifft damit die Worte Jesu aus der Bergpredigt nach Matthäus 6,27: «Wer von euch kann durch sein Sorgen zu seiner Lebenslänge eine einzige Elle hinzusetzen?» Psalmen und Bergpredigt sind die bekanntesten biblischen Stücke und reden eindrücklich durch die Sagen zum Hörer.

Die vorliegende, locker angeordnete Sagensammlung endet mit der Gruppe «Glück und Unglück», in der sich auch sagenähnliche, dem Bereich der Volksdichtung angehörende Erzählungen und Wiedergaben von konkret-tatsächlich passierteten Ereignissen befinden. Diese Geschichten zeigen nochmals mit allem Nachdruck, wie sehr Glück und Unglück ineinander verflochten sind und ein Lebenslauf der Klugheit des Einzelnen anheimgestellt ist, aber letztlich in der starken Schöpfer- und Erlöserhand ruht. So schenken diese Sagen manche Erfüllung, denn sie sind, wie es einer gesagt hat, der «Ausdruck einstigen Empfindens und Denkens, sind die Hauschronik unserer Väter, wo wir die intimsten Eintragungen verzeichnet finden; sie sind ein wichtiger Teil der Volksreligion.»

All den Vielen, die mir in meinem Anliegen zuvorkommend begegnet sind, möchte ich an dieser Stelle freundlich danken, namentlich Thomas Jost für seine ausdruckskräftigen und ansprechenden Bilder sowie Johannes Haltiner für die verständnisreiche Begleitung und sorgfältige Drucklegung des Manuskripts. Nun wünsche ich dem Leser herzlich viel Vergnügen!

Klosters-Serneus, 15. Juli 1982

Jakob Vetsch

Die Baretto-Balma

In uralter Zeit floh aus Italien Alfonso di Baretto, ein angesehener Edelmann. Er musste dort ein grosses Landgut und ein unbeschwertes Leben zurücklassen, denn ein wilder Krieg und die Schar unversöhnlicher Feinde gönnten ihm kein weiteres Verbleiben in der Heimat. Wohin er sich wandte, drohten Verfolgung, Verrat, Gift und Dolch, da die Feinde mit der Zerstörung seines Lebensglückes nicht zufrieden waren, solange der Mann selbst lebte, den sie hassten und dessen Haupt sie dem Tod geweiht hatten.

Da nahm Alfonso di Baretto seine zwei jungen Töchter Verena und Silvetta — das einzige, was ihm übriggeblieben war von der grossen Familie und den vielen Lebensfreuden — und floh, das meiste bei dunkler Nacht, über Berg und Tal gegen Norden in das Alpenland. Die Vernichter seines Glücks waren ihm mehrere Wochen lang auf den Fersen. Mit Mühe täuschte er sie durch Kreuz- und Querwege, bis er in das waldige Gewirr von Tälern und Höhen, das den Südsaum der Alpen bekränzt, kam und den Verfolgern jede Spur über die Richtung seiner Flucht entzogen hatte.

Bewohntes Gebiet betrat er auf seinem Fluchtweg nicht. Er nährte sich und seine Kinder mit Wurzeln und Feldfrüchten oder mit eigenem Geschoss im Dickicht des Waldes auf der Jagd erbeutetem Wild. Baretto gelangte nun, über zwei höhere Bergrücken fliehend, in die Alptrittfen zwischen dem Tal des Inns und den Quellen der Landquart. Hier, von hohen Felswänden umgeben, beschloss er als Einsiedler mit seinen Töchtern fern von den menschlichen Wohnungen in rauher und luftiger Höhe zu leben, bis ihm ein günstiges Geschick die Rückkehr in die Heimat ermöglichte oder aber ihn der Tod von aller Gefahr menschlichen Begehrens befreite.

Seine eigenwillige Wohnung wählte er bei einem grossen Felsstück, welches durch seine natürliche Gestaltung und Lage eine Höhle bildete. Diese Höhle wurde fortan die Baretto-Balma genannt. Sie bot genügend Raum für die drei Flüchtlinge und Schutz gegen

Regen, Sturm und den Hochgebirgsschnee, der fast neun Monate lang auf diesen Alpgegenden zu lasten pfllegt. Ein trauriger Aufenthalt für zarte Kinder und einen Mann, der von Jugend auf an den italienischen Himmel und an ein Leben in Überfluss gewöhnt war! Doch was vermag die Wildheit der Natur oder die Not trauriger Armut, wenn eine noch stärkere Kraft menschlichen Geistes ihr zu trotzen wagt! Nicht die Angst vor den Bewohnern dieses Alpenlandes zwang ihn zu dieser schrecklichen Einsamkeit, sondern eine unüberwindbare Feindschaft gegen das ganze Menschengeschlecht bemächtigte sich seines Gemüts, das nur noch seinen geretteten Kindern in Liebe und dem nahen Hirten wenigstens nicht mit Groll zugewendet blieb. So liebte und hasste er zugleich mit jener glühenden Stärke, wie es der Nordländer nicht kennt und nur dem Bewohner südlicher Länder eigentümlich ist.

Fern von allen schönen Genüssen fristete er sein Leben und das seiner Kinder mit den einfachen Gaben des hohen Alpenlandes, mit Wurzeln und Kräutern und mit dem Fleisch des erlegten Bergwildes, denn jenes Triftenland und Felsengewirr ist reich an Gemsen, Hasen, Murmeltieren und Bergvögeln. Die ergiebige Sommerjagd gab Vorrat für den langen Winter. Schnee und Gletscher boten frischen Trunk, und Wald hatte es damals mehr auf jenen Höhen als in unseren Tagen, wo der Holzwuchs mehr und mehr aus den Höhen flieht und zum Tal herabsinkt. Auf diese Weise half der menschenscheue Baretto sich und den Kindern und lebte viele Jahre frei und einigermaßen glücklich, wenn man überhaupt einen Seelenzustand wie den seinigen glücklich nennen kann. Aber die Zeit und die Freundlichkeit der Hirten und Leute, die im Sommer dem Alpensiedler nahe kamen, milderten allmählich vieles vom Hass und der Menschenflucht des Unglücklichen. Er redete mit ihnen bei der Herde, begleitete sie auf der Jagd und besuchte später gar von Zeit zu Zeit die Wohnungen und Dörfer der Talleute, ja er nahm sogar hie und da bei ausserordentlichen Festanlässen teil und brachte seine zu schönen Mädchen aufgeblühten Töchter mit in den Kreis der Fröhlichen.

In jenen Gegenden wird immer noch erzählt, dass er in späteren Jahren zur Winterszeit sein still umschneites Alpental ab und zu verlassen und die Leute der Gemeinden zu Klosters besucht habe. In fröhlichen Stunden, wenn sich sein Gemüt erheiterte, erzählte er dann den Talbewohnern von einem milderen, gesegneten Land jenseits der Berge, in welchem er einst unter glücklicheren Umständen gelebt habe, aber fliehen musste. Und seine beiden Töchter führte er des öfters selber herab bis zum Dorf, wo sie dann bei Hochzeiten und an Festtagen freundlich und fröhlich mit den Prättigauern gewesen seien und schöne Lieder in ihrer fremden, wohlklingenden Sprache gesungen hätten. Sie kehrten aber immer wieder gern zu ihrer hohen Alpenwohnung zurück und lebten einsam viele Winter und Sommer hindurch bei ihrem Vater, der mit nichts dazu bewogen werden konnte, Wohnsitz unter den Leuten in Klosters zu nehmen.

Alfonso di Baretto hatte nach dem Sagen der Leute etwas Unheimliches in seinem Wesen, das auf Zauberkraft hindeutete. Wenn er sich nämlich den Blicken der Leute und Hirten entziehen oder seinen Weg geheimhalten wollte, verschwand er plötzlich aus der Reihe der sichtbaren Wesen, und hinter ihm fand man im Gras oder im Schnee nicht die Fussstapfen eines Menschen, sondern diejenigen eines Fuchses.

Auf der Alpenhöhe, wo er so lange Zeit gelebt hatte, starb Baretto dann auch in hohem Alter. Seine Töchter trugen den Leichnam in die Höhle, bestreuten ihn mit Blumen und Berggras, aber kein Mensch hat je eine Spur des Grabes oder des Leichnams gefunden.

Dann nahm Silvetta herzlich Abschied von ihrer Schwester und gestand, dass sie weit über dem Gebirge eine bessere Heimat aufsuchen wolle. Über Hügel, Schutthalden und Gletscher eilte sie durchs Vernelatal und über den Berggrat, blickte auf der letzten Anhöhe nochmals nach der Schwester und dem geliebten Felsenhaus zurück und verschwand. Die Gegend aber, wohin sie den Weg genommen hatte, führt seitdem nach ihrem Namen die Benennung

Silvretta, und der ganze Gebirgsstock mit seinen Schluchten, Tälern und Alpen bewahrt im Volk das Andenken an diese fremde Berg-Jungfrau.

Verena blieb noch längere Zeit bei der Höhle, wo sie mit dem Vater und der Schwester gelebt hatte, endlich stieg aber auch sie nach den höheren Bergkuppen, setzte sich nieder und schaute über das Tal der Landquart hinab. Da lagen die Dörfer Saas, Conters, Küblis, Luzein, Putz, Buchen und Jenaz vor ihren Augen, Fideris hingegen war hinter dem Rücken eines Berges verdeckt. Denen nun, die sie erblicken konnte, rief sie mit einer Stimme, die überall gehört wurde, ihr Abschiedswort zu: »Lebe wohl, du glückliches Volk in deinen Dörfern. Dir schenke ich diese Täler mit ihren Blumen und Weiden!« Seitdem sind die Bewohner der genannten Dörfer im Besitz der Alpen von Fremd-Vereina, Fideris aber hat keinen Teil daran.

Von beiden Mädchen hat man nie wieder etwas gehört, aber noch leben ihre Namen in den Alpen Vereina und Silvretta fort, wie auch ihre Geschichte im Munde des Volkes. Und die Baretto-Balma dient Jägern sowie Hirten bei ungünstiger Witterung als Zufluchtsstätte. Sooft sie diese bergende Höhle aufsuchen, steht sie ihnen sauber wie ausgeblasen bereit. Man sagt: «Sie lässt nichts drin».

Silvretta und Vereina

Die zwei Mädchen des Alfonso di Baretto, beide von wilder Schönheit, waren in den Talsiedlungen des Prättigaus überall gern gesehen und recht beliebt.

Eines Tages verliessen sie die Baretto-Balma, ihre urtümliche Zufluchtsstätte in den Felsen hoch oben hinter Klosters, um an den Platz zu einer Hochzeitsfeier herauszukommen, wie das schon öfters der Fall gewesen war.

Auch dieses Mal wurden die jungen Mädchen von ihrem umsichtig besorgten Vater bis zu den ersten Häusern des Tales begleitet. Und da bei solchen Anlässen gewöhnlich Fleisch gegessen wurde, belehrte Baretto unterwegs seine eher unkomplizierten Töchter, sie müssten, wenn sie fertig gegessen hätten, die «Beine» (Knochen) anstandshalber in den Teller legen.

Die Mädchen nahmen sich das Anliegen ihres guten Vaters zu Herzen. Nach dem feinen Festessen griffen sie mit beiden Händen nach den Füßen, hoben sie auf den Tisch und legten ihre Beine in den Teller! — Alles brach in schallendes Gelächter aus.

Nur das scheue Schwesternpaar fand das gar nicht lustig. Sie schämten sich entsetzlich ob der Blamage. Ja, die beiden wurden böse, zogen sich schnell zurück und verschwanden für immer.

Weil sie sich sogar voreinander schämten, suchte die eine das Weite gegen das heutige Silvretta-Massiv hin, und die andere zog Vereina zu.

Gesehen hat die zwei Mädchen des Alfonso di Baretto seither niemand mehr, aber aus diesem Grunde tragen jene Berge zu ihrem Andenken die wohlklingenden Namen Silvretta und Vereina.

Die Fee Silvretta

Am Berge lebt ein alter Senn,
Der mir erzählte die Geschichte
Vom Tod der Jungfrau von Scharenn:

Ihr seht die Gletscher dort im Lichte
Des Mondes, der voll Majestät
In stiller und erhab'ner Feier
Jetzt über dem Gebirge steht,
Indess, gleich einem Silberschleier
Der Nebel um die Gipfel weht.

Wisst, diese stolzen Gletscher waren
Einst Schwestern aus dem Feenreich,
An Schönheit war den Wunderbaren
Kein erdgebornes Wesen gleich,
Auf Silvrettas Wangen blühte
Der Paradiesesfrüchte Duft,
Ein Meer von Diamanten sprühte
Rings um die Königin der Luft,
Und immer ihr zur Seite schwebte
Vereina's reizende Gestalt,
In deren ganzem Wesen lebte
Der Huld und Schönheit Allgewalt.
Wohin sie gingen blühten Matten,
Es sprossden Lilien hervor

Und hohe Bäume gaben Schatten,
Belaubt mit immergrünem Flor.

Oft schwangen sich im Elfentanze
Die Töchter der Unsterblichkeit,
Gestirnen gleich an hellem Glanze,
Voll Anmut und voll Lieblichkeit.
Von Tal zu Tal dann klang der Reigen,
Der süßen Melodien Klang,
Und durch der Nächten tiefes Schweigen
Ihr überirdischer Gesang.

Einst hörte die gefeiten Laute
Der Ritter von Scharenn, er war
Noch spät, da schon der Abend graute
Im Wald mit seiner Jägerschar;
Es trieb das heisse Jagdvergnügen
Ihn bis in eine tiefe Schlucht,
Worin in letzten Atemzügen
Der Hirsch erlag in langer Flucht.
Des Jagdgesanges Lieder schallten
Aus weiter Ferne durch den Hain,
Die Hörner und der Ruf verhallten,
Er sah um sich, er war allein.

Auf einmal fing es an zu tönen
In wunderbaren Melodien
Ein sich Bekämpfen und Versöhnen,
Ein Blitz und sieh, vor ihm erschien
Die schönste Fee — wie taumelnd schreckte
Der Ritter einen Schritt zurück,
Doch, welche neue Glut erweckte,
Ihr Lächeln bald, ihr holder Blick!

Sie trat heran mit sanftem Neigen,
Ihr lieblich Antlitz, unbewegt,
Schien nur Erstaunen anzuzeigen,
Halb dräuend, halb von Furcht bewegt.

«Gott grüsse dich, du schönes Wesen»,
Rief Eginolf, «beglückt der Mann
Den du zum König wirst erlesen
In deiner Schönheit Zauberbann!
O mehr als alles Gold der Schachte
Erränge, wem des Glücks Gewähr
Von deinen süssen Lippen lachte,
Dass ihm dein Herz gewogen wär'.»

«Nicht länger, Sterblicher, verweile,
Und denke nie hierher zurück»,

Sprach Silvretta, «flieh' in Eile,
Versuch' kein zweites Mal dein Glück.»

Und wie von ihrem schönen Munde
In Luft zerfloss das letzte Wort,
Rief ihre Schwester: «Komm! die Stunde
Der Frühe naht, wir müssen fort!»
Vereina mit dem himmelblauen
Gewand erschien, und Hand in Hand
Erheben sich die Bergjungfrauen
Hin über Wald und Felsenwand.

Im Schlosse von Scharenn war's stille,
Es schlief der Wächter und sein Hund,
Im Garten zirpte nur die Grille
Und um der alten Türme Rund
Durch Tannen und durch dunkler Eiben
Verzweigtes Grün schien klar und voll
Das Mondlicht in die Fensterscheiben,
Um die des Epheus Dickicht quoll,
Sein milder Glanz drang in das Zimmer
Der Jungfrau von Scharenn hinab,
Wo noch der Lampe blasser Schimmer
Des Mädchens ruhend Haupt umgab.

Ob auch die Wange heisser brannte
Und hörbar pochend schlug das Herz,
Die reine Kinderseele kannte
Nicht Leidenschaft noch oder Schmerz.

Die Jungfrau schlief und ihre Träume
Nicht sorglos heut, wie sonst, und leicht
Durchflogen jene dunklen Räume,
An die kein Sinn im Wachen reicht
Als ob ein finsterer Gedanke
Aus anderm Traum herüberschlug,
So schwirrt jetzt durch die Blütenranke,
Die vor dem Fenster hing, der Flug
Von einer Nachtphaläne Schwingen.
Sie fuhr erschreckt vom Schlaf' empor
Und hört' ein schallend Hufthorn klingen
Und Rosses Hufschlag dröhnt durch's Tor.–
Mit düst'rer Miene, wie sie nimmer
An ihrem Vater noch gesehn,
Sieht sie den Ritter durch die Zimmer
Und stumm an ihr vorübergehn.

Ein still Gebet von ihrem Munde,
Dann legt sie hin zum Schlaf das Haupt;
Dagegen ruhlos Stund' an Stunde

Durchwacht der Ritter schlafberaubt,
Er lehnt sich in die Fensterrunde
Und blickt hinüber nach den Höh'n;
Die Nacht ist schön und sternenhelle
Und unten rauscht im See die Welle
Und in den Tannen saust der Föhn,
Und wie er lauscht und sinnt und träumt,
So wähnt er, wo das Licht der Sterne
Mit hellem Glanz die Gipfel säumt,
Er schau sie wandeln durch die Ferne,
Und glaubt in fernen Geisterchören
Auch ihre Melodien zu hören.

Kaum dass sich auf den Höhen wieder
Die Sonne zeigt, so sprengt in Hast
Der Ritter in die Bergschlucht nieder
Nach eines kurzen Schlummers Rast,
Kein Jagdzug ist ihm heut' zur Seite,
Kein Knappe, der den Falken trägt,
Und nicht mit frohem Bellen schlägt
Und lechzend um ihn an die Meute.
Er sprengt auf unbetret'nen Pfaden
Sein mutig Ross talein und aus,
Zu stiller Weiher Schilfgestaden

Und über schroffes Felsgestein;
Allein vergeblich alle Schlünde
Durchirrt er in dem dunklen Tann,
Als hielten ihn die Feenbünde
Noch selbst zurück mit ihrem Bann;
Es locken ihn und täuschen wieder
Der Felsen wechselnde Gestalt
Und die gezackten Riesenglieder,
Um die der graue Nebel wallt.

Das Hüfthorn nimmt er von der Seite
Und bläst, und ruft: «Erscheine mir
Fee Silvretta, komm, ich reite
Empor zu dir, ich will zu dir!
Ich tanz' mit dir wohl auf den Wiesen,
Ich tanz' mit dir wohl auf den Au'n,
Wo deine goldnen Blumen spriessen
Wo deine goldnen Blumen tau'n!»
Er ruft's und horch mit einem Mal
Ertönt von fern ein leises Klingeln,
Und näher blinkt ein heller Strahl
Und um ihn rauscht es wie von Schwingen.
Sie kam und stand, doch nicht wie gestern,
Sie stand vor ihm nicht sanft und mild

Im Reigen ihrer holden Schwestern,
Nein, schreckend, stolz, ein Riesenbild,
Und ihre wilden Blicke drohten.

«Weh!» rief sie aus, «und hab ich nicht
Den Weg hieher zurück verboten,
Versagt mich deinem Angesicht?
Nun muss ich selbst den Tod dir geben,
Versöhnt mich nicht für dich ein Leben.»

«Nimm», rief der Ritter, «nimm es hin!
Nimm jedes andre hin für mich,
Tot bin ich, wenn ich dein nicht bin,
Tot ist die Welt mir ohne dich!»

«Ein Opfer heisch' ich, kannst du töten?
Sieh!» rief sie, «jenen Fels dort schau,
Den ringsum Alpenblumen röten,
Ich netze sie mit Morgentau,
Und pfleg' sie schützend vor Lawinen,
Doch kaum, dass hier der Tag erschienen,
So kommt herauf ein Erdenkind
Und trägt mir meine Blumen fort,
Sie will wohl einen Kranz sich schlingen
Der in den Locken ihr verdorrt.

Sie kommt, sie ist's, ich seh' sie dort
Von Fels zu Fels herüberspringen,
— Schau, wie sie vom Gesträuch gedeckt
Gleich einer Gemse sich versteckt.
Jetzt, Schütze, willst du Nacht für Nacht
In meinen Armen selig sein,
Jetzt trifft sie, trifft ins Herz hinein!»

«Es sei das Opfer dir gebracht»,
Ruft Eginolf und blickt zur Fee
Mit einem Blick voll dunklem Weh.
Verschleiert ist sein Sinn; gebannt
Von ihrem Zauber weiss er kaum,
Dass seine Hand den Bogen spannt,
Es stachelt, wie im wilden Traum
Die Jagd- und Mordbegier sein Blut,
Er zielt, er trifft — o nur zu gut!

Der Schrei, der sich der Brust entringt —
Nicht fremd sollt' ihm die Stimme sein,
Und wie er vor am Felsen dringt,
Und ausstarrt, wie ein Bild von Stein,
Da weiss er's wohl, da liegt es offen
Das ungeheure Herzeleid:

Das Opfer, das sein Pfeil getroffen —
Sein eigen Kind war jene Maid.

Voll Graus, entsetzt zurückgewendet
Erblickt er Silvretta stehn,
So schneebleich, dass ihr Schau'n ihn blendet
Dass Todesschauer ihn umwehn —
Vor ihr zu Boden in das gleiche
Erblassen sinkt er, eine Leiche.

Und langsam, unter Donnerdröhnen
Indem es ringsum widerhallt
Als ob die ält'sten Felsen stöhnen,
Erstarrt zugleich der Fee Gestalt,
Sie steht gehüllt in ewig Eis
Und wird ein Gletscher silberweiss.

Silvretta, Canard und Sardasca

Einst vor vielen Jahrhunderten hütete ein Sohn eines reichen Bauern aus Klosters das Vieh seines Vaters unterhalb des Silvrettagletschers. Es war zu jener Zeit, als ein Vater aus dem Süden mit seinen zwei Töchtern Vereina und Silvretta in den Vereinabergen Einzug gehalten hatte. Canard, so war der Name des jungen Hirten, fiel es bei seiner stattlichen Gestalt nicht schwer, die Herzen der Mädchen zu erobern. So war ihm auch die Tochter seines Nachbarn, die im Sommer ebenfalls Hirtenpflichten ihres Vaters übernommen hatte, sehr zugetan. Ihr Arbeitsfeld war die weiter unten gelegene Alp Sardasca, die den Namen des Mädchens trug. Nach dem Willen der beiden Väter sollten die beiden ein Paar werden. Sardasca und Canard mochten sich gut leiden, aber zu einem bindenden Verhältnis war es bis dahin nicht gekommen.

Eines Abends, kurz nachdem die Alpen im Frühsommer neu bestellt waren, sah Canard, wie sich eine junge Frauengestalt seiner Hütte näherte. Da die Sonne bereits von den höchsten Bergspitzen Abschied genommen hatte und die Dämmerung hereingebrochen war, glaubte Canard, Sardasca wolle ihm noch einen Besuch machen. Bald aber bemerkte er, dass es sich nicht um Sardasca, sondern um ein für ihn bis dahin fremdes Mädchen von ausgeprägter Schönheit handelte. Als die Fremde beim Hirten angelangt war, grüßte sie freundlich und erkundigte sich nach dem Weg über den nahegelegenen Gletscher. Canard gab auf die gestellte Frage bereitwillig Auskunft, fügte aber hinzu, heute Abend sei eine Überquerung des Gletschers nicht mehr möglich. Er sei gerne bereit, ihr Herberge in seiner Hütte zu geben. Das schöne Mädchen nahm die Gastfreundschaft dankend an. Beim gemeinsamen Abendbrot erzählte die Fremde von ihrer Herkunft und dass sie gegen den Willen von Vater und Schwester nach dem Süden zurückkehren wolle. Ebenso erfuhr der Jüngling, dass das Mädchen den Namen Silvretta trug. In der folgenden Nacht hatte Canard einen Traum. Er sah, wie ein Adler mit einem weissen Lamm in den Fängen über dem Gletscher kreiste und

es dann in eine Gletscherspalte fallen liess. Obwohl der Hirte kein Traumdeuter war, ahnte er etwas Schlimmes und brachte es in Zusammenhang mit Silvrettas Gletscherüberquerung. Wenn er Silvretta auch nichts von diesem unheilvollen Traum erzählte, bewog er sie doch, einige Tage bei ihm auf der Alp zu bleiben. Nur ungern fügte sich das Mädchen dem Wunsche seines Gastgebers. Mit jedem weiteren Tag wurde die Zuneigung der beiden jungen Leute zueinander grösser. Für den Jüngling stand es fest, dass er keine andere als Silvretta freien würde. Dieses Vorhaben wurde aber durch einen bitteren Wermutstropfen getrübt, wenn er daran dachte, was wohl sein strenger Vater dazu sagen würde. Sicher war anzunehmen, dass er gegen eine eheliche Verbindung zwischen ihm und Silvretta war.

Eines Tages erschien Sardasca auf der Alp, um Canard einen Besuch zu machen. Sie zeigte keinerlei Eifersucht gegenüber dem fremden Mädchen. Im Gegenteil, es entwickelte sich im Laufe des Sommers eine aufrichtige Freundschaft zwischen den beiden jungen Mädchen. Hin und wieder brachten Knechte von Canards Vater Proviant für den Hirten auf die Alp. Einige Male schon äusserte Canard den Wunsch, Silvretta zu heiraten. Silvretta aber konnte sich nicht zu einem Ja entschliessen, obwohl sie eine nicht zu übersehende Zuneigung für den Hirten an den Tag legte.

Eines Tages im Spätsommer erschien Canards Vater auf der Alp. Einer seiner Knecht musste ihm von dem Verhältnis seines Sohnes zu dieser fremdländischen Silvretta erzählt haben. Ohne lange Umschweife erklärte Canard seinem Vater, dass er Silvretta zu seinem Weibe machen wolle. Der Vater wollte jedoch von einer Heirat nichts wissen. Vater und Sohn trennten sich an diesem Tag in Uneinigkeit. Silvretta, die bei der Auseinandersetzung der beiden zugegen war, wurde von diesem Tage an immer trauriger. Einige Zeit später äusserte sie den Wunsch, Canard möge sie über den Gletscher nach ihrer südlichen Heimat ziehen lassen. Dieser wollte sie aber nicht gehen lassen.

Es kam der Tag der Alpentladung. Canard bat Silvretta, auf ihn zu warten, bis er wieder von Klosters zurück sein werde. Sollte der Vater nicht zustimmen, so würde er mit ihr nach dem Süden ziehen. Beim Weggang beschwor er das Mädchen nochmals, auf ihn zu warten. Leider blieb der Vater bei seinem Entschluss.

Am folgenden Morgen machte sich Canard auf den Weg zu Silvretta. Er hatte sich entschlossen, die heimatliche Scholle für immer zu verlassen. Beim Aufstieg erklimmte er einen Berggipfel, der heute noch den Namen Canard trägt. Von hieraus hatte er eine gute Aussicht auf das hintere Prättigau und seine Heimstatt in Klosters, die er aus Liebe zu einem fremden Mädchen verlassen wollte.

In der heutigen Alp Sardasca traf er mit dem Mädchen Sardasca zusammen. Canard setzte sie über seinen Entschluss in Kenntnis. Sardasca wollte von der ihr lieb gewordenen Silvretta Abschied nehmen und begleitete Canard auf seine Alp. Dort angelangt, fanden sie die Hütte leer. Auf dem Tisch hatte Silvretta ihr goldenes Kreuzlein, das sie stets am Halse trug, zurückgelassen. In einer beiliegenden Notiz bat sie Canard, er möge Sardasca dieses Kreuzlein schenken. Weiter hiess es, sie danke für die Gastfreundschaft und werde Canard und Sardasca nie vergessen. Tief unglücklich verfolgten Sardasca und Canard die Spur des Mädchens über den Gletscher. An dieser Stelle, an welcher der Adler in Canards Traum das weisse Lamm in die Gletscherspalte fallen lassen, fanden sie eine Einbruchsstelle, die in eine tiefe unergründliche Gletscherspalte mündete. In seiner Verzweiflung wollte sich der Jüngling in die Spalte hinunterstürzen, Sardasca jedoch hielt ihn zurück.

Zwanzig Jahre später hirtete ein junges Mädchen das Vieh ihres Vaters am Rande des Gletschers; an seinem Hals trug es ein goldenes Kreuzlein. Es war die Tochter von Canard und Sardasca, und sie hiess Silvretta. Gletscher und Alp tragen bis auf den heutigen Tag den Namen Silvretta.

Madrisa

Am Fuss des Madrisahorns erstrecken sich herrliche Alpweiden, die sich durch ihre milchreichen, würzigen Kräuter auszeichnen. Prächtigt gedeiht das Vieh, das auf dieser Trift gesömmert wird. Und vorzeiten, als die Fänggen da oben noch heimisch waren und den Hirten in der Pflege der Herden kundigen Beistand leisteten, war das die ertragreichste Alp weitherum im Prättigau. Da schlug sogar das Winterfutter von diesen Weiden bei den Kühen wunderbar gut an. So erzählt die Sage denn auch von dem schönen Wildmädchen Madrisa. Auf Saaser Alp hatte einst ein reicher Bauer ein Gut. Eines Winters hütete dort sein Sohn die Viehhabe, um den Heuvorrat auf dem Berg zu verfüttern, wie das noch jetzt vielfach geschieht und auch anderwärts in Bünden Sitte ist. Mehrere Wochen lang hauste er allein da oben und kam nur ins Dorf hinunter, wenn ihm die Vorräte ausgingen.

Als der junge Mann einmal längere Zeit ausgeblieben war, ohne etwas von sich hören zu lassen, da geriet der Vater in Besorgnis, es möchte ihm etwas Schlimmes zugestossen sein. Auch musste seiner Meinung nach das Futter in der Hütte so ziemlich zur Neige gehen. Deshalb machte er sich trotz strengen Winterwetters auf den Weg nach dem Berg, um selber nachzusehen, wie es oben gehe.

Erst am Abend spät kam er nach mühsamem Aufstieg beim Stall an, denn es hatte einen grossen Schnee geworfen. Er traf den Sohn eben beim Füttern an und merkte gleich, dass die Kühe zwar nicht schwer, aber doch fett und zart waren. Auch der Heustock war bei weitem nicht so stark zusammengeschrumpft, wie er erwartet hatte. Er hatte gerechnet, es könne kaum noch für einen Tag Futter da sein, und nun stellte er fest, dass dieses für mehr als eine Woche reichte. Und wie verwunderte sich der Alte erst über den reichen Vorrat an Milch, Butter und Käse, den er vorfand! Erstaunt sah er den Sohn an. «Wie kommt es», fragte er, «dass die Kühe so glatt und schön sind und Milch geben wie im hohen Sommer und dass der Heustock in der langen Zeit nicht kleiner geworden ist?»



«Sieh, Vater», gab der Junge zur Antwort, «dort meine Madrisa, die hat das getan, sie hat mir geholfen, die Kühe zu füttern. Sie brachte Wurzeln und Kräuter mit, die mischte sie unter das Salz und gab es dem Vieh. Darum sind die Kühe so wohlgenährt und zart, und darum ist der Heustock noch so gross und so viel Molken da.» Indem er das sagte, wies er auf eine Lagerstätte, die, wie es Sitte ist, im Stall aufgerichtet war. Der Alte drehte sich um und erblickte ein wildes Mädchen von wunderbarer Schönheit. Das lag dort und schlief, und ihre langen, goldhellen Haarflechten hingen über die Bettlade heraus bis auf den Boden.

Der Vater schaute den Jungen abermals fragend an: «Wer ist denn das, deine Madrisa?» Da erwachte die Fremde, erhob sich langsam vom Lager und sprach zum Bauern: «Ach, dass du kommen musstest! Wäre das nicht geschehen, es wäre besser gewesen für euch und eure Herde. Unerkannt hätte ich sie mit deinem Sohn hier pflegen dürfen bis zum Frühling, da es wieder auf die Weide geht. Ungern kehre ich aus der trauten Hütte zurück in Wald und Fels. Aber nun muss es sein. Leb wohl, mein Freund!»

Und sie ging zur Türe hinaus. Ein letztes Mal wandte sie sich um und blickte wehmütig auf den Jüngling. Dann schwebte sie leichten Schrittes über den Schnee dahin, den Felsenhörnern zu, die ihren Namen tragen. Der junge Mann trieb im nächsten Sommer seine Herde wieder auf den schönen Berg, aber sooft er auch nach seiner Madrisa rief und im Wald und zwischen den Felsen nach einer Spur oder nach einem Zeichen von ihr suchte, es war umsonst. Kein Mensch hat sie je wieder gesehen.

Der unglückliche Schlangenbanner

Auf der Südseite des Madrisahorns dehnt sich die Saaser Alp mit ihren schönen Weiden aus. Sie ist wohl die beste Alp im Prättigau und sucht ihresgleichen im Bündnerland.

Vor vielen Jahren war sie aber noch nicht so ergiebig und so gut bestellt wie in unseren Tagen, und es war nichts Angenehmes, dort zu hüten und zu weiden, denn unzählige Schlangen hausten in den sonnigen Halden. In unheimlichen Ringen, sich giftgeschwollen blähend, bedeckten sie grosse Strecken der besten Weideflächen.

Eines Abends kam ein kleines, fremdes Männchen nach Saas. Es war ein «fahrender Schüler». Seine grauen Augen, die unter buschigen Brauen hervorblinzelten, verrieten schon, dass er mehr als andere Leute konnte. Eben war von der Alp herab Bericht gekommen, dass die Heerkuh, die beste Kuh in der Alp, vom giftigen Gewürm getötet worden sei. Das Männlein liess sich Näheres über die Schlangen mitteilen und anerbote sich dann, diese zu bannen, nachdem man ihm versichert hatte, dort oben nie weisse Schlangen gesehen zu haben. Solche schien selbst das Männchen zu fürchten.

Man führte ihn auf die Alp. Dort machte er mit Reisig und Heidekraut drei grosse Haufen, legte dann einige Handvoll gewisser Kräuter und Wurzeln dazu und zündete hierauf diese Haufen an. Als sie so richtig brannten, zog er sein Käßlein ab, nahm ein silbernes Pfeifchen aus der Tasche und fing an zu pfeifen, während er unter seltsamen Gebärden um die drei Haufen herumging.

Es dauerte gar nicht lange, so krochen von allen Seiten, vielfach zu Knäueln vereint, unheimlich zischend die giftigen Schlangen herbei und stürzten sich alle ins Feuer, wo sie unter schrecklichem Gewimsel und grausigem Ringeln und Wiederemporschnellen verkohlten. Schon freute sich das Männlein über das Gelingen seiner Bemühungen, da — o Schreck! — rollten mit schauerlichem Gezische, Feuer aus den Augen sprühend und Gift speiend drei mächtige weisse Schlangen mit goldglänzenden Kronen herbei. Bei ihrem Anblick stiess das

Männlein einen entsetzlichen Angstschrei aus und lief, so schnell es seine Beine trugen, gegen Osten hin. Aber die weissen Ungeheuer folgten ihm in rasender Eile, um wegen dem Tod ihrer Schwestern Rache zu üben. Eben wollte der Fliehende einen kleinen Bach überspringen, da wurde er von den giftigen Würmern erreicht.

Es half ihm nichts, dass er mit furchtbaren Schreckensrufen versuchte, diese loszuwerden. In blitzschnellen Windungen hatten sie seinen Leib umfasst und das Herz aus ihm herausgerissen.

Aber die Schlangen sind von der Zeit an auf der Saaser Alp diesseits des Baches ganz verschwunden. Und jener Bach heisst wegen den entsetzlichen Schreien, welche das unglückliche Männlein dort ausstossen musste, bis auf den heutigen Tag der «Schreierbach».

Schonet die Krone!

Auf der Saaser Alp im Prättigau, eine der schönsten im Bündnerland, wimmelte es einst an den sonnigen Halden von zahllosen Schlangen. Zu ganzen Knäueln vernestelt deckten sie, die giftgeschwollenen Bäuche blähend, grosse Strecken der melchigsten Weideflächen. Wo man ging und stand, kroch und ringelte es sich zischend. Sie bissen Menschen und Vieh, drangen in den Staffel ein, sofften Nidel und Milch im Gaden, stahlen Brot, Käse und Ziger. Sie wanden sich den brüllenden Kühen um Hals und Horn, so dass die Milch, die sie gaben, blutfarben ward. Die Bauern wussten keinen Rat gegen den Creuel, und als die schönste Kuh des Senntums, die Heerkuh, von dem Gewürm getötet wurde, beschloss die Genossame die Alp zu räumen.

Da kam eines Tages ein fremder Landfahrer ins Dorf, ein kleines spindeldürres Männlein, das aus grauen Äuglein unter borstigen Brauen in die Welt guckte; man sah's auf den ersten Blick, der konnte mehr als nur auf fünf zählen. Wie der wunderliche Gast von der Not der Bauern hörte, anerbote er sich, die Schlangen zu bannen, wenn sie heilig versprächen, dabei alles zu tun, was er anordne und vor allem ihm kräftig beizustehen, wenn eine weisse Schlange, grösser als alle andern, sich zeigen sollte.

Schon am anderen Morgen zogen die Dorfgenossen mit dem Banner nach der Alp, mit Sensen, Äxten, Schossgabeln und Hackmesser bewaffnet. Hier schichteten sie nach seinen Angaben aus Steinen drei kreisförmige Wälle auf, immer einen Ring im andern. In der Mitte des innersten machte das Männchen aus Reisig und Heidekraut einen hohen Haufen, legte einige Handvoll Kräuter und Wurzeln zu oberst, schlug Feuer und setzte alles in Brand, indem er dazu in einer unverständlichen Sprache ein Sprüchlein murmelte. Dann zog er sein Käpplein ab, nahm ein silbernes Pfeiflein aus dem Sack und fing an ein Sätzlein fremdartiger Töne zu blasen, indem er feierlichen Schrittes mit seltsamen Gebärden das Feuer umging. Im selben Augenblick kamen, noch ehe die Leute sich besonnen hatten, überall aus allen Löchern und

Ritzen haufenweise die Schlangen krümmelnd und wimmelnd hervorgeschloffen, schauerlich pfeifend und zischend. In ganzen Klumpen und Krungeln wälzten sie sich über die Steinwälle empor und stürzten in die Flammen, wo sie zuckend und zischend verbrannten. Mit Staunen und Grausen sah das Volk dem Schauspiel zu und freute sich schon des guten Gelingens. Aber da plötzlich schnellten grässlich fräsend drei mächtig grosse armdicke Schlangen herzu, eine milchweisse goldgebänderte Viper mit einer Goldkrone auf dem Kopf gefolgt von zwei kupferfarbenen, blutrot gesprenkelten Ottern. Laut aufschreiend vor Entsetzen stoben die Leute auseinander. Der Banner aber schrie mit schriller Stimme gellend: «Das ist die Königin! Schlagt sie tot!» und setzte behend wie ein Eichhörnchen auf die nächste Tanne. Die weisse Schlange schoss ihm nach und wand sich fauchend am Stamm hinauf. Da aber ermannte sich ein beherzter Küher und spiesste den Wurm mit seiner Mistgabel am Baum fest und hieb ihm den Kopf ab, während andere mit ihren Knüppeln die beiden roten Schlangen totschlugen. «Schonet die Krone!» rief das Männlein, das sich geschwind an den Ästen herunterliess. Dann löste es behutsam die Krone vom Kopf der Schlangenkönigin, schob sie zu seiner Pfeife in den Sack und sprach: «So, ihr guten Leute, das ist mein Lohn, und ihr habt auf eurer Alp fortan Frieden vor dem Gewürm.» Und seitdem hat man dort auch nie mehr von Schlangen sagen hören. Auf dem Fleck aber, wo das Feuer gebrannt hatte, ist kein Grashalm mehr gewachsen.



Der Schlangenbanner in Schlappin

In der Alp Schlappin sollte auch einmal einer — nachdem man ihm gesagt hatte, es gebe keine weissen Schlangen dort — Schlangen bannen. Schon hatte er eine Masse Schlangen zum Gehorsam gezwungen. Sie mussten ihm bergauf zu einer Höhle folgen, wo er sie einsperren wollte.

Da kam die Königin, eine milchweisse riesige Otter, mit dem goldenen Krönlein auf dem Kopf und mit zornfunkelnden Augen. Diese wurde von zwei anderen Schlangen, Kupferottern, getragen. Der Schlangenbanner schrie, als er sie bemerkte: «Nun bin ich verloren!» Und richtig: auf ein Zeichen der Königin fielen alle Schlangen über ihn her und schleissten das Fleisch von seinen Knochen.

In der gleichen Alp sog eine Schlange einen ganzen Sommer hindurch eine Kuh. Diese Kuh ging zur Melkzeit zu einem grossen Stein, unter welchem die Schlange hervorkroch und ihr die Milch aussog. Die Schlange konnte endlich im Herbst erlegt werden. Sie war so dick und so rund wie ein «Tschutt» (Schaf).

Tuä nid nu Milch trichä

Ein gar freundliches Erlebnis mit einer Schlange war einem ahnungslosen kleinen Mädchen an einem schönen Sommertag während dem Bergheuete beschieden.

In der strengen Zeit werden von den Bauernfamilien alle zur Verfügung stehenden Hände benötigt. So nahm einst eine Mutter aus dem Dörfji ihr Kindlein mit an den Berg. Sie setzte es mit einem Korb auf den Boden unter den kühlen Schatten einer schützenden Tanne.

Nachdem die junge Mutter ihr Kleines mit einem Schüsselchen voll Milch und Brotbrocken versehen hatte, widmete sie sich mit den übrigen Familienmitgliedern der Arbeit. Mittlerweile war — von den Erwachsenen unbemerkt — eine Schlange hinter dem Korb zum Kind herangekrochen und begann, die Milch aus dem Schüsselchen zu trinken.

Da, plötzlich hörten die nahen Heuenden — starr vor Schreck — wie das kleine «Mütterchen» die Schlange belehrte: «Tuä nid nu Milch trichä, iss au Bröchli!» Dabei klopfte das Mädchen der Schlange sachte mit dem Löffel auf den Kopf.

Dem Kind ist nichts passiert, und die Familie wusste nun, wie ernst es Anweisungen zu Tische ins Herzchen schloss.

Die Schwarze Madrisa

Madrisa, die Sage um die anmutige Jungfrau, die einem Jungbauern von Saas zugetan war, ist bekannt. Weniger bekannt ist die Sage um die Schwarze Madrisa, die ebenfalls als Jungfrau in den Felsgründen der Schwarzen Madrisa vor längst vergangener Zeit hauste.

Die Schwarze Madrisa, im Gegensatz zur Schweizer Madrisa, liegt hinter letzterem Bergmassiv auf österreichischem Territorium. Wie erzählt wurde, war die Schwarze Madrisa im zweiten Verwandtschaftsgrad mit der eingangs erwähnten Jungfrau. Was die leiblichen Reize anbetraf, stand sie ihrer Cousine in keiner Weise nach. Was aber die charakterlichen Eigenschaften anbetraf, frönte die Schwarze Madrisa dem Schlechten und war mit den dunklen Mächten verbunden. Zu jener Zeit, als sich das Mädchen im Bergmassiv der heutigen Schwarzen Madrisa aufhielt, war dieser Berg noch aus weissem Gestein und leuchtete weithin auffällig in der dortigen Gebirgswelt. Hin und wieder erschien diese schwarze Jungfrau auf den Alpen diesseits und jenseits der beiden Madrisaberger. Überall aber, wo sie in eine Alphütte trat und wegen ihrer Schönheit bewundert wurde, trat nach kurzer Zeit Unheil ein, und wenn sie das Vieh berührte, wurden die Tiere meistens krank und gingen ein. Es war für die damaligen Sennen und Hirten hüben und drüben kein Geheimnis: die Schwarze Madrisa war mit dem Teufel und der Hexerei im Bunde.

St. Jakob, der fromme Einsiedler, nach dessen Name der heutige Berg St. Jakob genannt wird, wusste Rat, um sich vor der unguuten Jungfrau zu schützen. Auf seinen Rat wurde zweimal am Tag zur frühen Morgen- und Abendstunde der Alpsegen ausgerufen. Über den Hüttentüren wurden Holzkreuze angenagelt. Seit dieser Massnahme aber hatte das Mädchen keine Macht mehr, ihre schwarze Kunst auszuüben. In eine Hütte, die über dem Eingang das christliche Signet trug, trat sie nie ein, und die Tiere hatten vor ihr auch Ruhe.

Eines Tages im Herbst war im Madrisagebiet ein schöner junger Jäger aus Schlappin auf der Gemsjagd. Eine stattliche schwarze Gemse hatte es ihm angetan. Immer, wenn er sie in

Schussnähe hatte, verschwand sie wie vom Erdboden verschluckt. Nun aber kam er dem Tier doch endlich so nahe, dass er es auf dem Korn hatte. Als sich nach einem ungewohnten dumpfen Knall der Rauch der Büchse verzogen hatte, stand dort wo die Gemse war eine schöne Jungfrau, die lachend auf ihn zukam. Von diesem Vorfall ganz benommen, konnte der Jäger seine Gedanken nicht ordnen und schon war er unter den Einfluss der schwarzen Hexe geraten. Jene aber forderte ihn auf, ihr zu folgen, und sie führte den Jäger in ihre Höhle, die sich eben am Fusse der heutigen Schwarzen Madrisa befand.

In der Höhle angekommen, umwarb sie den schönen Jüngling und versprach, ihm die schwarze Kunst beizubringen. Sie wollte ihm auch zeigen, wie man unter Zusatz von Blut eines schwarzen Adlers Kugeln giessen könne, die ihr Ziel niemals verfehlen würden. Als Bedingung aber für ihre Dienste verlangte sie vom Jäger, dass er mit ihr den schwarzen Bund der Ehe eingehe, der unter dem Patronat des Teufels geschlossen werde. Jetzt erst kam es dem Jäger zum Bewusstsein, mit wem er es zu tun hatte. Im Geheimen bat er Gott um seinen Beistand. Nun aber verlangte er von der Schwarzen Madrisa eine Bedenkzeit von zwei Tagen und versprach, nach Ablauf dieser Frist wieder zu kommen und ihr seinen Entschluss mitzuteilen.

Das Mädchen war einverstanden, und der Jüngling machte sich auf den Heimweg und holte sich Rat beim frommen Einsiedler St. Jakob. Dieser gab dem Jäger ein Kreuz, das er in der Rocktasche verbergen konnte, mit und sagte ihm: «Wenn du in der Höhle der Hexe und dem Teufel gegenüberstehst, ziehe dieses Kreuz aus der Tasche und halte es ihnen vor und sprichst die drei höchsten Namen aus.»

Als der Jäger nach zwei Tagen die Höhle betrat, war schon der leibhaftige Widersacher dort im Sinne, eine Ehe in seinem Namen schliessen zu können.

Auf die Frage der beiden, ob er sich entschlossen hätte den Bund einzugehen, griff der

Jüngling in die Tasche und hielt den beiden aus der Unterwelt das Kreuz vor und sprach in den drei höchsten Namen die ewige Verdammnis über die Schwarze Madrisa aus. Unter Schreien und Fluchen verzogen sich der Teufel und seine Untergebene in das Innere des Bergmassives. Erleichtert hatte der Jäger die Höhle verlassen, und seine Seele war gerettet. Bald aber umhüllten schwarze Wolken das Bergmassiv. Ein entsetzliches Gewitter mit vielen Blitzschlägen umtobte den weissen Berg. Die anderen Berge aber in der Runde wurden von hellem Sonnenlicht übergossen. Als sich das Gewitter verzogen hatte, war der weisse Berg in schwarz getaucht und ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Das ist aber auch der Grund, dass der Berg die Schwarze Madrisa genannt wird.

Die Sage um den Namen Albeina

Vor alter Zeit, als sich die Saaser Alp noch nicht im Besitz der Gemeinde Saas befand, hirtete ein Vater mit seinen drei erwachsenen Söhnen und der 18jährigen Tochter die Kühe seines eigenen Viehbestandes sowie von einigen Bauern aus dem hinteren Prättigau auf dieser Alp. Zu jener Zeit wurde die Saaser Alp allgemein «Die weisse Alp» genannt, was von dem weissen Gestein herkommen dürfte, das auf dieser Alp zu sehen ist. Albeina, so hiess das Mädchen, trug weissblondes Haar. Sie war sehr fleissig und sittsam und verstand sich gut auf die Zubereitung von Butter und Käse. Neben der Verarbeitung der Milch oblag Albeina auch noch die Pflicht, für das leibliche Wohl der Männer zu sorgen. Eines Tages, es ging gegen Mitte Sommer, entlud sich über der Alp ein kräftiges Gewitter. Albeina war in der Hütte beim Käsen beschäftigt, als der Blitz in die Hütte schlug. Kurze Zeit später trat der Vater mit seinen Söhnen in die Sennhütte, wo sie das Mädchen bewusstlos am Boden liegend fanden.

Als man sie auf ihr Lager getragen hatte, erwachte Albeina aus ihrer Bewusstlosigkeit, doch mit Schrecken stellte man fest, dass beide Beine und der linke Arm des Mädchens gelähmt waren. Mit allerlei Kräutern und Wurzeln machte man der Gelähmten Umschläge, doch wollte sich keine Besserung einstellen. So beschloss man, aus dem Kloster St. Jakob einen Mönch zu holen, der als Heilpraktiker in der Umgebung einen guten Ruf genoss. Ärzte gab es in der damaligen Zeit noch keine in dieser Gegend. Zwei Tage nach dem Unfall traf der Mönch auf der Alp ein, um sich seiner Patientin anzunehmen. «Es wird sehr schwierig sein», äusserte sich der Sachkundige, «hier eine völlige Heilung der durch den Blitz verursachten Lähmung zu erzielen.» Mit Mitteln, die er für solche Fälle für angezeigt hielt, versuchte der Mönch eine Woche lang seine Heilkunst. Leider stellte sich aber keine Besserung der Verunfallten ein. Eines Tages sagte der Vater zu seiner gelähmten Tochter: «Es wird besser sein, wenn wir dich ins Tal hinab zur Mutter bringen, wo du eine bessere Pflege hast als bei uns hier auf der Alp.» Albeina aber bestand darauf, auf der Alp zu bleiben. Sie erzählte, wie ihr in der

vergangenen Nacht die Alpenkönigin Alpina erschienen sei und ihr eine völlige Heilung versprochen habe, wenn sie an diese Heilung glaube. Die Heilung würde eintreffen, bevor der erste Schnee auf der Alp fallen werde. «Alpina, die Alpenkönigin, ist mir wirklich erschienen», fuhr das Mädchen fort, «denn sie trug eine Krone aus Bergkristall und Edelweiss.» «Ja, mein liebes Kind», meinte der Vater, «dir hat es wohl von der Alpenkönigin geträumt, aber auf Träume kann man sich nicht verlassen!» Albeina bestand darauf zu bleiben, da eines Tages die Alpenkönigin kommen würde, um sie zu heilen. So wurde der Kranken ihr Wille gelassen. Vater wie Brüder gaben sich alle Mühe, das Mädchen so gut wie möglich zu pflegen. Als die Alpzeit zu Ende ging, war immer noch kein Wunder geschehen. Der Vater versuchte, seine gelähmte Tochter zu bewegen, mit ihnen nach Hause zu gehen. Aber das Mädchen wollte davon nichts wissen. «Noch ist der erste Schnee nicht gefallen. Meine Retterin wird sich bestimmt einstellen.» Wenige Tage später zog der Vater mit zwei seiner Söhne und den Kühen ins Tal hinunter. Der jüngste Sohn musste auf der Alp bleiben, denn man konnte Albeina nicht allein lassen.

Neben der Betreuung seiner Schwester vertrieb sich der auf der Alp gebliebene Bruder seine Zeit mit Holzrüsten im Alpwald. An schönen, sonnigen und warmen Tagen trug er seine kranke Schwester ins Freie, wo sie sich an der Schönheit der herbstlichen Natur erfreuen konnte. Herrlich zeigten sich die Wälder an den Berglehnen in ihrem bunten Farbenschmuck, doch Alpina, die Königin der Alpen, liess noch immer auf sich warten.

Der Bruder hatte Holz genug gerüstet für die nächste Alpzeit. Eines Tages, gegen Mitte Christmonat, ging der Jüngling ins Tal hinab, um Lebensmittel für ihn und die Schwester zu holen. Auf Rat der Eltern nahm er ein Pferd mit sich auf die Alp, einesteils um das Holz aus dem Alpwald hinauf zur Hütte zu führen und anderenteils um die Gelähmte nach Eintreffen des ersten Schnees ins Tal zu transportieren. Er, die Eltern und Brüder glaubten an kein

Wunder. Herrlich waren die vorweihnächtlichen Tage auf der Alp. Während im Tale unten Nebelschleier sich zu einem weissen Teppich formten, genoss man da oben noch die wärmenden Strahlen der Sonne.

«Glaubst du eigentlich immer noch an das Wunder?» fragte der Bruder eines Abends seine Schwester. «Ich bin davon überzeugt wie am ersten Tage nachdem mir Regina Alpina — wie die Alpenkönigin auch genannt wurde — erschienen ist», gab ihm seine Schwester zur Antwort. Am Tage des Heiligen Abends begab sich der Bruder in den tiefer gelegenen Wald, um einen Christbaum zu schneiden, denn er wollte seiner gelähmten Schwester eine Freude machen, indem sie auch hier oben das Christfest mit einem einfach geschmückten Tannenbäumchen feiern sollten. Kerzen und etwas einfachen Schmuck hatte er bereits bei seinem letzten Besuch im Tal mitgenommen. Nach einem einfachen Nachtmahl schmückte der Bruder den Tannenbaum und zündete die Kerzen an. In stiller Andacht gedachten die beiden Geschwister der Geburt unseres Herrn und Heilandes. Plötzlich ging die Türe der Hütte auf, herein trat eine schöne Jungfrau, die auf ihrem Kopfe eine Krone aus Bergkristall und Edelweiss trug. Der Bruder war sprachlos vor Erstaunen und glaubte an die heilige Jungfrau. Albeina aber rief: «Alpenkönigin, liebe Alpenkönigin, du bist also gekommen!» «Ja, Albeina, ich bin gekommen, weil du den Glauben an mich nicht verloren hast», gab ihr die Alpenkönigin zur Antwort. «Nun aber Albeina, steh auf! Du bist gesund und wirst dich noch eines langen Lebens erfreuen können.» Nach diesen Worten erhob sich das Mädchen von seinem Lager, als ob nie zuvor eine Lähmung bestanden hätte. Mit ergreifenden Worten und unter Freudentränen dankte Albeina für die wunderbare Heilung.

Auch der noch immer sprachlose Bruder versuchte, der Alpenkönigin zu danken. Diese aber wehrte ab und erwiderte: «Du hast eine liebe und gläubige Schwester, die du treu gepflegt hast. Dir sei dafür ein langes und ungetrübtes Leben beschieden.» Langsam ging die

Alpenkönigin gegen die Tür zu. Dort wandte sie sich noch einmal um und sprach: «Zu Ehren von dir Albeina, soll diese Alp hier fortan Albeina heissen.» Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, war die wunderbare Erscheinung aus der Hütte verschwunden. Es aber ertönte mit hundertfachem Echo dreimal der Ruf «Albeina» über die stille Alp.

Albeina dürfte die «Weisse» heissen, was nicht schlecht zu dem weissen Gestein dieser Alp passt.

Die tote Alp

Wer steigt mit mir den Berg hinan
wo irren jene Ziegen,
wo der Casanna Felsen Zahn
die Wölklein weiss umfliegen:
jetzt dort die kräuterreiche Flur
hin gen Davos zu schauen,
und jetzt, beim Wirrwar der Natur
zu staunen und zu grauen?

Wenn unter einer blüh'nden Schar
verschwisteter Gespielen
in einem schönen Augenpaar
der Schwermut Tränen wühlen:
wer mag dem Mitleid widerstehn?
was unterdrückt die Frage;
Du, einst wie deine Schwestern schön,
was welken deine Tage?

Und jener Berg, einst schön belaubt,
mit sanftgebognem Rücken,
Doch jetzt alles Schmucks beraubt
und furchtbar anzublicken:
was ödet er so ganz entstellt?
was macht ihn so erscheinen

als säh man eine Gräberwelt
von aufgetürmten Beinen?

Warum wächst dort nicht Gras noch Kraut,
und Tannen nicht und Föhren?
Warum ist dort kein Lebenslaut,
wohin man lauscht, zu hören?
Wie schrecklich tot ist's rings umher!
wo steht davon zu lesen?
Komm, alter Hirt, komm setz dich her,
erzähl, was dort gewesen. —

In jener Zeit voll Rätselspur,
die längst vorübereilte,
als ob noch auf der Menschen Flur
ein Gott verborgen weilte:
trug jener Berg die schönste Au!
da wohnt in ihrer Hütte
der weiten Gegend reichste Frau
in ihrer Herden Mitte.

So schön war auf der Berge Rund
kein Wiesenplan geschmücket,
mit Blümlein zart und wunderbunt

war er gleich wie durchspicket.
Kein schädlich Kraut ward dort entdeckt,
die reinsten Quellen sprangen,
und in dem Kräuterwuchs versteckt
schlich nie die Brut der Schlangen.

Dort zog kein Bär der Herde nach;
beim Überfluss der Kräuter
trug dort die Kuh an jedem Tag
dreimal gefüllte Euter,
und ihre Milch war Labetrunk,
des frohen Sinnes wachte,
und selbst dem Kranken Linderung,
ja selbst Genesung brachte.

Einst, als bereits die Sonne sank,
da kam, fast wie erkranket,
ein Greis mit frommem «Gott sei Dank»
den Berg daher gewanket;
tief krümmt die heisse Wanderung
des Tages seinen Rücken;
er kam und bat um einen Trank
der Milch, sich zu erquicken.

«Geht eures Weges», sprach die Frau
mit zorniger Gebärde.

«Zertreten habt ihr mir die Au,
erschrocken floh die Herde!»

Sie fuhr ihn an mit hartem Spott:

«Die Quelle gibt dem Müden
genug und satt, jetzt helf euch Gott,
lasst andere in Frieden!»

«O Mitleid!» flehte nun der Greis,
«das Alter drückt mich nieder!»

Er trocknete der Stirne Schweiß —

«sobald komm ich nicht wieder!

Gott hat des Segens euch verlieh'n,
auch andre zu erfreuen;

lasst ohne Labung mich nicht ziehn,
einst möcht' es euch gereuen».

Allein die Frau verschloss ihr Ohr
des frommen Greises Bitte.

«Genug geschwätzt, ihr alter Tor!»
sprach sie, und schloss die Hütte.

Es starb des Greises letztes Wort
in dem erblassten Munde;

er schlich am Stab gekrümmt fort
zum nächsten Hirtengrunde.

Dort sennete ein armer Mann.
«Willkommen bei uns Hirten!»
sprach der, und sah den Müden an:
«Kommt, will euch gern bewirten!
ruht hier! hier habt ihr frisches Heu
von jenes Hügels Matte.»
Er ging und brachte Milch herbei
und alles was er hatte.

Der Greis nahm einen Trunk und ging:
«Dass Gott euch treu bewahre».
Und sieh, ein lichter Feuerring
umglänzt des Greises Haare.
Und wo er ging, hob sich der Grund,
es sprossen frische Kräuter,
die Aue wurde wunderbunt.
Den Greis sah niemand weiter.

Doch jene Flur mit fettem Gras
ward allgemach zur Wüste,
und, wie verzehrt vom Feuerfrass,

blieb nur ein Steingerüste.
Kein Kraut wächst dort bis diesen Tag,
die Flur ward wie verwehet,
wie von des Todes Sensenschlag
auf einmal abgemähet.

Weit kam das Hirtenvolk daher,
die Öde anzuschauen,
erzählten sich die Schreckensmähr
mit Furcht und Herzensgrauen.
Jetzt steht der Berg — ein schaurig Grab,
die tote Alp genennet;
kein Wanderer kommt den Berg herab,
und keine Hirtin sennet.

Die begehrte Sennerin auf Totalp

Das karge Gebiet der heutigen Totalp war vorzeiten mit fruchtbaren Weideflächen bedeckt und von würzigem Kräuterduft durchzogen. Kein Wunder, dass sich dort im Hochsommer die Herden prächtig nährten und fröhliches Schellengebimmel zu vernehmen war.

In diesen vergangenen, ergiebigen Zeiten versah einst eine zierliche, aber tüchtige und zuverlässige Sennerin die Alp. Die Schöne hatte es zwei Burschen aus dem nahen Klosters angetan. Sie gefiel ihnen ausgezeichnet. Die jungen Bauern hätten sie beide gern zum Traualtar geführt und auf ihren begüterten Höfen willkommen geheissen. Da es aber noch nicht ausgemacht war, welcher von den zwei Bewerbern die Sennerin bekommen sollte, hatten beide ein Auge auf sie.

Jeder versuchte, sich von der besten Seite zu zeigen. An Sonntagen suchten sie die Umworbene im besten Kleid auf, grüssten höflich und schätzten sich glücklich, wenn sie mit ihr ins Gespräch kamen. Einer versuchte, den andern zu übertreffen, auch wenn es darum ging, die Sennerin mit Geschenken wohlgesinnt zu stimmen.

Diese reagierte zwar nicht gerade gänzlich abweisend, aber doch eher zurückhaltend, vielleicht schon deshalb, weil sich ihr Herz nicht so schnell für den einen oder andern entscheiden konnte. Obwohl sie hoffnungsvoll in dieses hineinhorchte, verfolgte sie den Lauf der Dinge mit gemischten Gefühlen.

Die zwei Ledigen aber wurden mit der Zeit ungeduldig und drängten auf eine Entscheidung. Sie benahmen sich immer ungehaltener, neckten die Begehrte stets dreister, wurden zudringlich und frech, bis es der Sennerin nicht mehr behagte.

Sie erzürnte und verliess schliesslich die Alp, tat gar noch einen geheimen Spruch — und seither will nichts mehr auf jenem Alpboden gedeihen. Die schönen Weideflächen bildeten sich zurück und verkümmerten. Die würzigen Kräuter verloren ihren Saft und gingen ein. Daher kommt der Name Totalp.

Andere hingegen erzählen, jene beiden Verehrer seien unschuldig am trostlosen Zustand der Totalp.

Vielmehr sei die Sennerin eines Sonntags aus eigenen Stücken ins Tal hinuntergestiegen, um an einem Tanz teilzunehmen. Da dem Glücklichen keine Stunde schlägt, dachte unsere Sennerin nicht daran, sich von der fröhlichen Gesellschaft zu trennen, um auf die Alp zurückzukehren. Und doch war die Zeit zum Melken schon längst da. Das wusste auch die Sennerin, aber der Leichtsinns hielt sie von der Pflichterfüllung ab.

Sie blieb — und verfluchte die Alp mit ihren Kräutern zur Hölle, sodass die Anwesenden darob erschrecken. Die gottlose Verwünschung ging bald in Erfüllung. Fortan wuchs kein Gras mehr auf der Alp. Sie wurde zur Einöde und ist es heute noch.

Casanna und Gauder

Vor vielen hundert Jahren hirtete auf der heutigen Alp Casanna ein junger Bursche aus dem FONDEI seines Vaters Kühe. Der Jüngling trug den Namen Gauder, war nicht gerade von grossem Wuchs, jedoch hatte er eine kräftige, gesunde Natur, was ihm bei den Unbilden der Witterung sehr zustatten kam. Er hatte etwa zwölf Kühe zu besorgen, und da er dies allein tat, schenkte er der übertragenen Arbeit seine volle Aufmerksamkeit. Ob die Alp damals Gauders Vater, der im FONDEI drüben als angesehener Bauer galt, gehörte, weiss man heute nicht mehr. Es steht nur fest, dass die Alp den heutigen Namen Casanna noch nicht hatte. Schermen (Stallungen) gab es zu dieser Zeit auf der Alp noch keine. Lediglich eine kleinere Alphütte, die für die Zubereitung von Butter und Käse eingerichtet war und der Unterkunft für den Hirten diente, war vorhanden. So etwa Mitte Juni bis Mitte September war Gauder mit den Kühen seines Vaters dort. Besuch hatte er vom Frühsommer bis im Herbst sehr wenig. Hin und wieder kam eines seiner jüngeren Geschwister aus FONDEI mit den nötigsten Lebensmitteln, wie Brot und Hafer sowie Salz für die Kühe und den Hirten. So war denn auch sein Tagewerk mit Arbeit reichlich ausgefüllt. Jeden Tag musste er die anfallende Milch zu Butter und Käse verarbeiten und zudem sich das nötige Hüttenholz rüsten, das er sich aus den tiefer gelegenen Waldungen mit einem Kuhgespann zur Hütte hinauf schaffte. Schnell gingen die Sommer dahin, und Gauder, der mit seiner Arbeit auf der Alp seine volle Zufriedenheit fand, war nun schon dreissig Jahre alt geworden.

Nach einem strengen Winter mit einem etwas verspäteten Frühling bestellte Gauder anfangs Juli wieder seine Alp. Am zweiten oder dritten Abend seiner neuen Alpzeit sass er in der Abenddämmerung vor seiner Alphütte, um sich von der Arbeit des Tages etwas zu erholen. Wie er so seinen Gedanken nachging, bemerkte er, dass talauswärts eine weibliche Person auf seine Hütte zukam. Beim Näherkommen der Fremden stellte er mit Erstaunen fest, dass

es sich um ein junges, erwachsenes Mädchen handelte. «Was in aller Welt führt denn zu so später Stunde diese Jungfrau hierher», entschlüpfte es seinen Lippen.

Mittlerweile war die Fremde bei der Hütte angekommen und grüsste Gauder freundlich mit einem etwas fremdländischen Akzent. Gauder erhob sich und begrüsste das Mädchen mit einem herzlichen «Willkommen bei mir». Es war ihm nicht entgangen, dass es sich um eine ausgesprochene Schönheit handelte. Neben schönen gleichmässigen Gesichtszügen mit tiefschwarzen Augen trug sie das naturgewellte Haar in zwei starken Zöpfen um den Hinterkopf gebunden. Aber nicht nur die Schönheit des Kopfes machte Eindruck auf den Hirten. Ihre graziöse Körperhaltung mit den wohlgeformten Gliedern beeindruckte ihn nicht minder. «Ich möchte fragen, ob ich hier ein Nachtlager haben könnte», wandte sich die Schöne an Gauder. «Selbstverständlich kannst du hier bei mir nächtigen, aber vorerst will ich dir noch einen Imbiss bereiten, du wirst wohl hungrig sein.» «O, wie danke ich dir für deine Gastfreundschaft», erwiderte die Jungfrau, indem sie Gauder aus ihren schönen Augen dankbar ansah. «Darf ich fragen, was dich hierher geführt hat und von wo du bist und kommst?» «Ja, ich komme aus Bergamo und heisse Casanna. Zuhause bin ich mit meinen zwei Schwestern Vereina und Vernela weggezogen, um Arbeit zu finden. Meine zwei Schwestern haben sich da hinten im Tal bei einem Bauern verpflichtet, doch für mich hatte er keine Arbeit. So bin ich denn auf der Suche nach einer Stelle hierher gekommen.» Gauder, der inzwischen Milch, Brot und Käse für seinen Gast aufgestellt hatte, fragte Casanna ohne lang zu überlegen, ob sie denn nicht bei ihm bleiben würde. Arbeit gebe es da ja für zwei, und mit der Entlohnung werde man sich sicher einig werden. Das Mädchen willigte aber nicht sofort ein, sondern meinte, es müsse sich das noch überlegen und würde ihm morgen Bescheid geben. Während die Fremde sich an Milch, Käse und Brot stärkte, richtete Gauder ihr sein eigenes Nachtlager her. Er beschloss, in der Vorhütte auf einem Bärenfell zu schlafen,

denn er konnte doch nicht sein Nachtlager mit einer fremden Jungfrau teilen, die er bis jetzt kaum flüchtig kennen gelernt hatte.

Als sich Casanna an der einfachen Mahlzeit gestärkt hatte, entnahm sie einem Sack, in dem sie ihre Habseligkeiten mitführte, ein Kruzifix, stellte es auf den Tisch und dankte Gott für Speis und Trank. Ebenso erbat sie den Segen für die kommende Nacht. Da das Mädchen sichtlich müde war, unterliess es Gauder, weitere Fragen zu stellen und gab zu bemerken, dass man sich zur Ruhe hinlegen könnte. Casanna meinte, er solle nun in sein Schlafgemach gehen, sie könne wohl in der Vorhütte auf dem Bärenfell schlafen. Gauder gab ihr zur Antwort, dass er am Morgen früh aufstehen müsse, um die Kühe zu sammeln, und da passe es ihm besser, wenn er in der Vorhütte schlafe. «Übrigens ruhe dich am Morgen nur gut aus, es hat ja alle Zeit, bis ich mit Melken fertig bin.» Nun wünschten die beiden einander eine gute Nacht und legten sich schlafen. Gauder, der den Schlaf nicht finden konnte, musste immer wieder an das fremde Mädchen denken und quälte sich mit den Gedanken, sie würde wohl nicht bei ihm bleiben. Es wird mein Äusseres sein, wenn sie mich wieder verlässt, meditierte er mit sich selbst. Allerdings machte der Bursche auf das zarte Geschlecht nicht grossen Eindruck in bezug auf männlichen Charme. Es fehlte ihm das Mundwerk, um die Mädchen für sich zu gewinnen. Meistens war es ja so, dass wenn man es den Weibersleuten gut angeben konnte, das Äussere eines Burschen keine grosse Rolle spielte. Als der Hirte endlich eingeschlafen war, hatte er einen eigenartigen Traum. Oben im Bergmassiv, das über der Alp thront und heute Casanna heisst, sah er das Bild des fremden Mädchens in überdimensionaler Grösse, wie von einem Bildhauer in den Fels gemeisselt. Ihr schönes Gesicht wurde vom Schein der untergehenden Sonne in goldenes Licht getaucht, und um den Kopf war ein Kranz aus Edelweiss gelegt. Den rechten Arm hatte sie erhoben, und es schien dem Träumenden, als wolle sie damit den Segen über die Alp ausbreiten. Plötzlich

wurde das steinerne Bildnis lebendig, und es schien ihm, sie winke ihm zu und mache Anstalten, zur Hütte herunter zu steigen. Auf einmal wurde Gauder wach und bemerkte, dass ihm der Schweiss über die Stirne rann. Es dauerte nicht lange, so war es Zeit aufzustehen, um nach den Kühen zu sehen.

Während er sich mit der alltäglichen Arbeit beschäftigte, waren seine Gedanken stets mit dem fremden Mädchen und dem Traum, den er von ihr hatte, beschäftigt. Eben wollte er den Melkeimer in der Hütte holen, da staunte er nicht wenig als er Casanna in der Vorhütte beim Feuer machen vorfand. «Guten Tag Gauder», begrüßte sie ihn, «ich habe es mir überlegt. Ich werde bei dir hier auf deiner Alp bleiben.» Gauder hätte sie bei diesen Worten am liebsten in seine Arme genommen, aber er wusste nicht, wie sie das aufgefasst hätte. Immerhin gab ihr sein strahlender Blick zu verstehen, dass sie einem Menschen eine Freude bereitet hatte. In den nächsten Tagen und Wochen zeigte es sich, dass Casanna nicht nur leibliche Vorzüge besass. Sie verstand es vortrefflich, mit den Arbeiten einer Alpwirtschaft fertig zu werden. Sie zeigte Gauder, wie man einen vortrefflich guten Käse zubereiten konnte. Alle Arbeit ging ihr wie am Schnürchen aus der Hand. Überdies hatte sie grosse Kenntnis und Erfahrung im Sammeln und der Anwendung von Heilpflanzen. Einer Kuh, die schon einige Zeit an einer Euterentzündung gelitten hatte, brachte das Mädchen sofort Linderung und Heilung. In der Hütte herrschte eine vorzügliche Ordnung, und die Zubereitung der Speisen setzte bei Gauder Bewunderung und Anerkennung ab. Es war leicht verständlich, dass die Zuneigung Gauders zu Casanna immer grösser wurde, aber zu einer Liebeserklärung seitens des Burschen war es immer noch nicht gekommen. Oft schon hatte er sich vorgenommen, dies zu tun, aber er hatte den Mut und die Kraft dazu noch nicht gefunden.

Eines Tages sah er seinen alternden Vater auf die Hütte zukommen. Mit gemischten Gefühlen erwartete ihn Gauder, denn er wusste ja nicht, wie der Vater auf die Anwesenheit seiner

schönen Gehilfin reagieren würde. Sicher musste der Vater durch die jüngere Schwester, die mit Lebensmitteln letzthin da gewesen war, unterrichtet worden sein. Es war nämlich das erste Mal, dass sich der Vater hier blicken liess.

Entgegen den Befürchtungen von Gauder machte Casanna auf den Vater einen sehr guten Eindruck. Er war erstaunt über das schöne Mädchen und dessen Arbeitsleistung. «Wie wäre es», meinte er, sich an die beiden wendend, «könnte Casanna einige Tage zu uns nach FONDEI kommen? Wir würden dort ihrer Hilfe sehr bedürfen, da die Mutter gegenwärtig krank ist und der Bettruhe bedarf.» Gerne willigte Casanna ein, mit dem Vater nach FONDEI zu gehen, damit man dort ihre Hilfe in Anspruch nehmen konnte. Noch am selben Nachmittag ging das Mädchen mit Gauders Vater nach dem benachbarten FONDEI und versprach Gauder, sobald als möglich wieder zu kommen. In den nächsten Tagen sehnte sich der Hirte sehr nach seiner Gehilfin. Sie fehlte ihm überall. Zeitweilig wurde es ihm ganz traurig ums Herz, wenn er sich vorstellte, sie würde nicht mehr zurückkommen. An manchen Tagen ging er auf den grünen Berg, den heutigen Gauder, um Ausschau zu halten, ob er das Mädchen vielleicht auf ihrem Rückweg zur Alp sehen könnte. Je länger die Abwesenheit Casannas dauerte, desto häufiger stieg er auf den erwähnten Berg. Etwa vierzehn Tage nachdem Casanna die Alp mit dem Vater verlassen hatte, sah er vom Berge aus, dass jemand das FONDEITAL herauf kam. Einige Zeit später konnte es ihn nicht mehr täuschen, es war Casanna, die da unten herauf kam. Freudig eilte er ihr entgegen. Als er mit ihr beim GRÜNSEE zusammentraf, verliess den Burschen den Mut nicht mehr, seine Geliebte in die Arme zu schliessen. Casanna erwiderte seine Gefühle und versprach ihm, seine Frau zu werden. Gauder war zwar traurig, als sie ihm sagte, sie müsse vor der Verheiratung noch einmal zurück nach BERGAMO, um ihre Eltern davon zu unterrichten und für die Heirat mit Gauder die Erlaubnis zu erhalten. Einige Tage vor der Alpentladung machte sich Casanna auf ihren Heimweg mit dem festen Versprechen

an Gauder, dass sie im Frühjahr für immer zu ihm zurückkehren würde. Gauder begleitete sie noch ein Stück auf ihrem Heimweg und nahm, in der Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen im Frühling, Abschied von seiner Braut. Als der Frühling wieder Einzug im Tal hielt und Gauder Mitte Juni mit seinen Kühen auf die Alp zog, erwartete er sehnlichst die Ankunft der geliebten Braut. Leider aber wollte es das Schicksal anders. Eines Tages, es war schon in den ersten Tagen des Monats Juli, kam ein schöner Jüngling auf die Alp. Er stellte sich als Casannas Bruder vor. Unter dem Eindruck sichtlicher Traurigkeit teilte er Gauder mit, dass seine Schwester im Winter an den Folgen der Pestilenz gestorben sei. Er habe ihr auf dem Totenbett noch versprechen müssen, Gauder, ihrem Bräutigam, einen letzten Gruss zu bringen. Von da an war Gauder ein gebrochener Mann. Er konnte den Verlust seiner geliebten Casanna nicht verschmerzen. Als er im kommenden Herbst mit seinen Kühen nach Fondei ziehen wollte, erlag er einem Schlaganfall am Fusse des Berges, wo er im vergangenen Sommer Ausschau nach Casanna gehalten hatte. Seit jener Zeit aber heisst dieser Berg Gauder und das ihm gegenüberliegende Bergmassiv Alp Casanna.

Die Sage vom Steinmännli

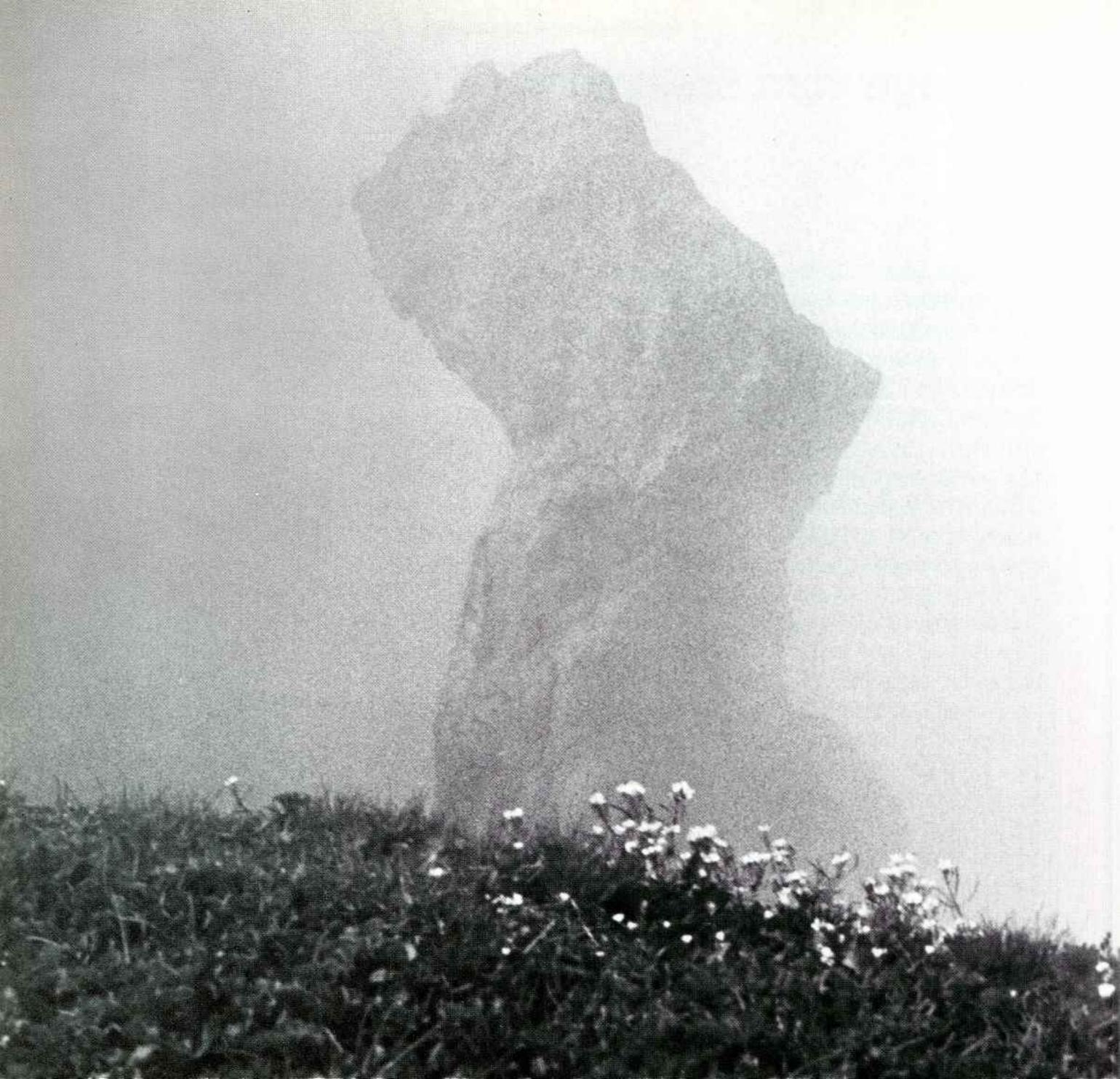
Vor vielen Jahrhunderten wohnte auf dem Berg, der heute Casanna heisst, eine Jungfrau, die den Namen des Berges trug. Anmutig von Gestalt und edel von Gesinnung, zog sie die Blicke eines jungen Hirten von Casanna-Alp auf sich. Er beobachtete das Mädchen, wenn es auf den Alpweiden nach seltenen Kräutern forschte. Immer häufiger wusste er es einzurichten, dass ihre Wege sich kreuzten, bis er eines Tages dem Mädchen seine Liebe gestand. Der schmucke Hirte gefiel Casanna, so dass sie überein kamen, im Herbst zu heiraten.

Im Innern des Berges befand sich eine Goldkammer, in welcher unschätzbare Stücke aufbewahrt waren. Nur Casanna hatte Zugang zu dieser Kammer. In ihrem blinden Vertrauen in den Hirten führte sie ihn in die geheimnisvolle Schatzkammer und schenkte ihm als Zeichen der Verlobung einen goldenen Ring, in den zwei Edelsteine eingelassen waren.

Zu dieser Zeit besorgte auf der «Totalp», nicht weit von Casanna entfernt, eine sündhafte Sennerin ihr Habe. Sie verstand es, den jungen Hirten von Casanna an sich zu ziehen, indem sie ihn ihrer Liebe versicherte. Habgierig und verschwenderisch, brachte sie den schwachen Burschen dazu, ihr das Geheimnis um die Goldkammer auf Casanna zu verraten und ihr Geschmeide aus dem Schatz zu bringen. Immer weiter drang sie in den Ungetreuen, ihr neue Kleinodien zu bringen.

Als Casanna eines Tages weit unten auf der Alp nach Kräutern suchte, stieg er in die Schatzkammer. Er erblickte an einer Wand eine goldene Kuhglocke, die ihm bis jetzt noch nie aufgefallen war. Das war ein Geschenk für seine Geliebte von der «Totalp». Als er die Glocke bewundernd in der Hand hielt, fing sie an zu läuten, immer lauter und wollte nicht mehr verstummen. Weit über die Alp ertönte ihr Klang.

Als Casanna ausser Atem in der Höhle anlangte, sah sie den falschen Bräutigam mit der goldenen Glocke in der Hand. Diese hatte aufgehört zu läuten, erzählte jetzt aber das



Verhältnis des Hirten mit der Sennerin von der «Totalp». Casanna erbleichte. Sie ergriff einen goldenen Zauberstab, jagte den Hirten zur Kammer hinaus. Die Sonne stand genau zur Mittagszeit über der Bergspitze. Dort wo heute das Steinmännli steht, erhob Casanna den goldenen Stab und sprach zum Hirten: «Für deine Untreue sollst du zu Stein werden.» In diesem Augenblick verdunkelte sich der Himmel. Ein Gewitter mit Blitz und Donnerschlag zog über den Berg. Als sich das Gewitter verzogen, stand an Stelle des ungetreuen Hirten ein Steinmann. So steht der versteinerte Liebhaber seit Urzeiten oben neben dem «Mittagsstein», wie der Berg Casanna von den Einheimischen genannt wird.

Goldenes Wasser

Vor vielen Jahren hütete auf Gotschna ein armer Knabe die Ziegen von Serneus. Er war mit seinen dreizehn Jahren der älteste unter vier Geschwistern. Schon mit zehn Jahren hatte er seinen Vater verloren, der beim Holzfällen ums Leben gekommen war. So wollte es das Schicksal, dass die Mutter, eine schwächliche Frau mit vier Kindern, allein zurückblieb. Wer zu jener Zeit vom Schicksal getroffen wurde, hatte es nicht leicht, sich im Leben zurecht zu finden. So kam es denn auch, dass Hans mithelfen musste, den Unterhalt der Familie zu verdienen. Verdienen war wohl schon etwas viel gesagt. Die Mutter musste froh sein, dass der Knabe sein tägliches Brot nebst Kleidern und Schuhen als Lohn für das Hüten der Ziegen bekam. Den ganzen Sommer hindurch trieb er die Ziegen hinauf nach Gotschna, und abends brachte er sie wieder ins Dorf hinunter.

Jeden Mittag verzehrte er seine einfache Mahlzeit, die meistens nur aus einem Stück Brot und Käse bestand, beim Goldbrünneli. An dieser Quelle stillte er den Durst. Wenn er noch etwas übrig hatte von seiner Mahlzeit, nahm er es mit nach Hause und verteilte es unter seine drei jüngeren Schwestern. Als er eines Abends, es ging schon gegen den Herbst hin, heim kam, hatte die Mutter kein Feuer im Herd und war auch nicht in der Küche. Er fand sie in der Stube auf dem Ruhebett. Er merkte bald, dass sie krank war und Fieber hatte. Schnell machte er sich daran, einen Tee zu kochen. Er glaubte, dass ihr damit geholfen werden könnte. Am anderen Morgen stand er früher als sonst auf, um für seine Geschwister und die Mutter das Frühstück zu bereiten. Die Mutter glaubte, dass sich ihr Zustand etwas gebessert habe, doch am Abend lag sie wieder geschwächt darnieder. Damals gab es keinen Arzt, den man hätte rufen können, und so entschloss sich der Knabe, den Pfarrer herbei zu holen, der etwas von Medizin verstand. Der gute Herr merkte bald, wie es um die kranke Frau stand. Seine Diagnose lautete auf Schwindsucht. Aber er tröstete den Knaben. Er hoffe, dass man der Mutter helfen könne. Die Frau des Pfarrherrn übernahm die Pflege der

Kranken. Sie sorgte dafür, dass kräftigere Speisen auf den Tisch kamen. Aber trotz der guten Pflege der Frau Pfarrer und anderer Frauen aus dem Dorf, musste Hans feststellen, dass es mit seiner armen Mutter, an der er sehr hing, immer schlimmer wurde.

Als er wieder eines Tages beim Goldbrünneli sein Mahl einnahm, dachte er an die kranke Mutter. Es überkam ihn zum ersten Mal die Angst, dass sie sterben könnte. Was sollte er dann machen, wenn er allein mit seinen drei jüngeren Schwestern zurückblieb? Sich mit diesen Gedanken beschäftigend, fing der Knabe heftig zu weinen an. Wie er so weinte und schluchzte, hörte er plötzlich hinter sich eine freundliche Mädchenstimme sagen: «Was weinst du so, und was fehlt dir?» Erschrocken drehte er sich um. Vor ihm stand ein schönes Mädchen, das etwas älter als er sein mochte. In der rechten Hand trug es ein Krüglein aus Ton, während die linke Hand einen Stab hielt, der, wie es dem Knaben schien, vergoldet war. Erschrocken über diese Erscheinung brachte er zuerst kein Wort heraus. Er konnte sich auch nicht erinnern, dieses Mädchen irgendwo gesehen zu haben. «Ich komme, um dir zu helfen», fuhr das Mädchen fort. «Du brauchst keine Angst zu haben. Ich heisse Gotschna.»

Jetzt erzählte Hans dem Mädchen von seiner kranken Mutter und dass es ihr immer schlechter gehe. Da der Vater schon gestorben sei, habe er grosse Angst, die Mutter auch noch zu verlieren. «Habe keine Angst, du wirst die Mutter nicht verlieren, wenn du tust, was ich dir sage.» Nach diesen Worten klopfte das Mädchen mit dem vergoldeten Stab dreimal ob der Quelle auf den Boden, und siehe, da kam nicht mehr kristallklares, sondern goldfarbiges Wasser heraus. Es füllte das Krüglein mit dem Goldwasser, klopfte abermals dreimal mit dem Zauberstab auf den Boden, worauf wieder gewöhnliches Wasser aus der Quelle floss. «Das goldene Wasser im Krüglein nimmst du mit dir nach Hause, pass aber auf, dass du davon nichts verschüttst oder gar das Krüglein zerbrichst, denn ein zweites Mal kann ich dir den Krug nicht mehr füllen. Von diesem Goldwasser gibst du deiner kranken

Mutter jeden Abend einen Esslöffel voll, worauf sie in zehn Tagen wieder gesund sein wird.» Herzlich bedankte sich der Knabe beim Mädchen «Gotschna», doch wie es gekommen, so war es verschwunden. Sorgfältig, wie ihm aufgetragen war, brachte er das Goldwasser nach Hause und erzählte der kranken Mutter, die kaum mehr die Augen aufschlagen konnte, von dem, was er heute erlebt und mitgebracht hatte. Er gab der Kranken einen Esslöffel voll von dem Goldwasser. Kaum hatte die Patientin die Medizin genommen, besserte sich ihr Zustand. Nach fünf Tagen konnte sie das Bett verlassen und wie «Gotschna» vorausgesagt, war die Frau am zehnten Tage völlig geheilt.

Es war ein Wunder geschehen, das vier armen Kindern ihre todkranke Mutter hatte gesund werden lassen. Da das Krüglein nach der Heilung der Mutter noch halb voll von dem goldenen Lebenselixier war, wurde es sorgfältig aufbewahrt. Eines Tages hörte ein reicher Kaufmann, dessen Frau an der Schwindsucht litt, von dem Goldwasser, das Wunder gewirkt hatte. Mit letzter Hoffnung kam er nach Serneus, um zu erfahren, was an der Sache wahr sei. Er erhielt das restliche Wasser vom Goldbrünneli, und auch seine Frau wurde in kurzer Zeit vollständig geheilt. Zum Dank schenkte der reiche Mann der armen Familie Geld, wie es der reichste Bauer im Dorf nicht besass.

Die Buche und die Schlange

Auf den Anhöhen der Casanna wohnte einst ein mächtiger, doch letztlich wohlwollender Berggeist. Im Felsinnern hortete er viele Reichtümer, die er mit Donner und Blitz wohl zu verteidigen und zu mehren wusste. Die Wälder fürchteten sich vor seinen Lawinen, die Tiere flohen vor seinem launenhaften Steinschlag, und als die Menschen das Prättigau besiedelten, ersorgten sie seine unberechenbaren Wildwasser und Erdrüfen. Doch gelang es den Talbewohnern, in mühseligen Verbauungsarbeiten je länger desto wirkungsvoller die Naturgewalten des Berggeistes zu bändigen. Als dieser merkte, wie ihm die Menschen immer mehr zusetzten, beschloss er, sich in das ferne Reich der Götter zurückzuziehen. Bevor er jedoch die Casanna verliess, versenkte er im Talgrund seine kostbarsten Kristalle. Dort liess er die Kostbarkeiten durch die Schlange, seinen treusten Diener der Unterwelt, bewachen. «Wem es gelingt», so sprach er, «bis zu den Kristallschätzen vorzudringen, der soll für seinen Mut und seine Kraft belohnt werden. Dem soll Nutzen an Leib und Seele widerfahren.» Die Schlange nahm ihre Aufgabe ernst und bewachte beharrlich die Kostbarkeiten. Näherte sich ein Feind, zischte sie und warnte ihn mit bedrohlichen Blicken; wurde sie angegriffen, spie sie Gift und Feuer. So blieb der Schatz über Jahrhunderte unversehrt. Da kollerte einst ein unscheinbares Buchnüsschen in die Nähe der Schlange und verfing sich im Gras. Übers Jahr entfaltete sich aus dem Samen ein zartes Pflänzchen, die feinen Wurzeln fanden im Humus Halt, und die Blättchen kehrten sich der freundlichen Sonne zu. Der Sämling blieb von der Wächterin unbehelligt, während der Winterszeit schlief die junge Buche geschützt unter dem mächtigen Schneepelz und erwachte im Frühling zu neuem Wachstum. Bald schon griffen die Wurzeln kräftiger ins Erdreich, und die Zweige streckten sich erwartungsvoll dem Licht zu. So verflossen Jahrzehnte, und die Buche konnte bereits über den nahen Fluss in das weite Tal sehen. Die Schlange beachtete den Baum kaum, höchstens suchte sie Schutz im Schatten des Laubwerkes, wenn die Sonne gar zu heiss brannte und die Hitze unerträglich wurde.

Noch ein paar weitere Jahrzehnte, und der bescheidene Buchensämling war zu einem mächtigen Koloss herangewachsen. Im gewaltigen Kronendach vergnügten sich Vögel und Eichhörnchen, die Wurzeln aber drangen mit grosser Stärke in die Tiefe und näherten sich bedenklich dem Kristallschatz. Da endlich gewährte die Schlange den gefährlichen Eindringling und erkannte Wurzelkraft und Zielstrebigkeit. Verzweifelt umkreiste sie den Baum und rief Wind und Sturm um Hilfe. Aber das zähe, harte Buchenholz hielt der Belastung stand. Auch Hitze und Dürre konnten der Buche nicht weh tun, denn das Wurzelwerk fand im tiefen Erdreich genügend Wasser und Nahrung. Als die Schlange Frost und Schnee sandte, da entledigte sich der Baum seiner Blätter.

Es kam der Tag, da erreichte die Buche den begehrten Kristallschatz. Mit einer letzten Anstrengung brachen die Wurzeln das Juwel entzwei, und alsbald sprudelte aus dem kristallinen Berginnern die Heilquelle hervor. Die Schlange musste sich in ihrer Ohnmacht in abgelegene Täler zurückziehen. Einzig im Wahrzeichen der Ärzte taucht sie bisweilen auf und erinnert an die Heilkraft des Quellwassers. Die Buche schenkte die Schwefelquelle den Menschen zum Segen und blieb als Sinnbild des Lebens, der seelischen und körperlichen Entfaltung über ihr stehen. In ihrem Wurzelwerk fand die Nonne des nahen Frauenklosters anfangs des 15. Jahrhunderts die Serneuser Heilquelle.

Duranna

Als vor vielen Jahren ein Prättigauer vom ennetbirgischen FONDEI ins Prättigau wanderte, geriet er unterhalb des Passes unverhofft in Nacht und Nebel. Obwohl er zwar spät am Tage drüben im FONDEI aufgebrochen war, hatte er gehofft, mit Hilfe des Mondlichtes noch über den Pass zu kommen. Da er aber unterhalb des Passes plötzlich von Nacht und Nebel überrascht wurde, war an ein Weiterkommen nicht zu denken. So setzte er sich auf einen Stein, um zu warten, bis sich der Nebel lichten würde und er dann seinen Weg wieder unter die Füsse nehmen könnte.

Plötzlich sah er ein Licht auf sich zukommen. Er wurde gewahr, dass sich ihm eine jungfräuliche Gestalt näherte. Augenblicklich kam es ihm in den Sinn, dass man erzählt hatte, Wanderern, die bei Nacht über diesen Pass gingen, werde der Weg von einer Jungfrau beleuchtet. Das Mädchen stand neben dem Mann. In der Hand trug es einen Bergkristall, von dem ein helles, aber nicht blendendes Licht ausging. Die nächtliche Erscheinung deutete dem Passgänger, ihr zu folgen. Da das Licht wohl seinen Schatten, nicht aber den seiner Begleiterin abzeichnete, wusste er, dass es sich um eine überirdische Erscheinung handeln musste. Es konnte nur die Jungfrau Duranna sein, die sich in ihrer Güte seiner angenommen hatte.

Inzwischen waren sie auf dem Fideriser Obersäss angelangt. Der Nebel fing an, sich zu lichten, so dass das Mondlicht wieder zum Vorschein kam. Mit einem herzlichen «Vergelt's Gott» wandte sich der Mann an die Lichtjungfrau und wollte weiterziehen. Da aber sprach das Mädchen zum Prättigauer:

«Da du es gewagt hast, mir zu danken, folge mir jetzt in die Hütte. Ich will dir meine Geschichte erzählen.»

In der Hütte setzten sich beide an den Tisch, auf welchen Duranna den leuchtenden Bergkristall gestellt hatte. Während von diesem Licht eine wohlige Wärme ausging, begann die Jungfrau mit folgender Geschichte:

Vor zweihundert Jahren hirteten ich und mein Bruder Dur hier das Vieh für einige Bauern aus dem hinteren Prättigau. Wir waren die Kinder armer Eltern aus Langwies. Ich, Anna wie mein Taufname war, und mein Bruder Dur waren uns als Geschwister sehr zugetan. Als wir erwachsen waren, betreute Dur das Vieh auf der Conterser Alp, während ich die gleiche Pflicht auf der Fideriser Alp erfüllte. Jeden Abend trafen wir uns in der einen oder andern Hütte.

Es war zu jener Zeit, als die Pestilenz in den Tälern Bündens wütete. Da täglich viele Menschen vom «Schwarzen Tod» hinweggerafft wurden, beteten wir ständig zu Gott, dass er uns vor diesem Schicksal bewahren möge. Eines Abends, als mein Bruder den Alpsegen gesprochen hatte und die Dämmerung bereits hereingebrochen war, kam ein Fremder auf die Hütte der Fideriser Alp zu. Er bat uns, ihm ein Nacht Mahl zu geben. Obwohl wir die Befürchtung hegten, er könnte uns die Pestilenz übertragen, wollten wir seine Bitte nicht abweisen. Wir baten den fremden Gast, er möge die Nacht über sein Lager mit uns teilen. Er aber lehnte dankend ab, indem er hinzufügte, er müsse noch heute über den Pass; denn für ihn gebe es im irdischen Sinn keine Nacht. Mit diesen Worten erhob er sich und übergab uns als Zeichen des Dankes für unsere Gastfreundschaft diesen Bergkristall. Bevor er unsere Hütte verliess, sagte er: «Mit diesem Bergkristall könnt ihr Mensch und Tier von Krankheiten heilen. Nie aber sollt ihr dafür jemand etwas abnehmen. Du Anna, du führst verirrte Leute in der Nacht über den Pass, auch noch nach deinem irdischen Ableben, bis sich einmal einer im ‚Namen Gottes‘ bei dir dafür bedankt.»

Nach diesen Worten war der sonderbare Gast verschwunden, und der Kristall begann zu leuchten. Es zeigte sich, dass das Kleinod wirklich richtige Heilkräfte hatte, denn ich und mein Bruder Dur haben mit Hilfe dieses Bergkristalles viele Leute und Tiere von allerlei Krankheiten

heilen können. Es hiess damals überall, Dur und Anna können helfen, wenn jemand ernsthaft krank sei. Seit jener Zeit heisst die Fideriser- und Conterseralp Duranna. Nun aber habe ich meine Pflicht für immer erfüllt; denn du hast mir in ‚Gottes Namen‘ für meinen Dienst gedankt.

Im gleichen Augenblick ging das Licht in der Hütte aus, und die Jungfrau war verschwunden. Noch benommen von dem soeben Erlebten und Gehörten, machte sich der nächtliche Wanderer auf den Weg ins Prättigau. So kam es, dass die Alp «Duranna» genannt wurde.

Luzifer

Selbst Luzifer, dem Fürsten der Hölle, muss es in den Bündner Bergen gefallen haben. Sonst hätte er sich da oben nicht so viel zu schaffen gemacht, wo er sozusagen auf die Welt gekommen sein soll.

Die Prättigauer behaupten nämlich, weil der Teufel im Himmel nichts als Unheil gestiftet habe, sei er von Gott Vater endlich hinausgeworfen worden. Und da sei er gerade hinter der Klosterser Alp Garfiun zur Erde gefallen. Dort kann man in einer Felsplatte noch jetzt die ungeheuer grossen Vertiefungen sehen, welche Rücken und Schenkel des Satans bei dem etwas groben Sturz hinterlassen haben.

Gleich darauf hat er sein altes Ränkespiel um Klosters herum wieder begonnen. Immerhin seien aus der Mönchalp kurz später vom Teufel besessene Schweine mit solch ungeheurer Schnelligkeit über die dortigen Felsplatten hinausgejagt worden, dass ihre Fusspuren in dem harten Felsen wegen den gewaltigen Sätzen zurückgeblieben seien. Die Stelle hiess deshalb «Schweintritt», und die Klosterser sagen heute noch «uf'm Tritt».

Dr schwarz Stiar

As Abedsch ischt as Wib van dr Brüggd dör ds Doggilooh iin in d Äuwja. Uf dr Bärgsith lings ischt dr Gappwald. Wia sch a Stuck dinna gsin ischt, ghörtsch im Waldji aso as karjoos Gäbrüll wia var'ma Stiar. Aber schi het witer müassn, und wenn's Chrottä ghaggled hätti. Uf eimmal ischt denn au würlkli an grossa, schwarza Stiar us am Wald här choon. Schi ischt an as Laufn, as ob sch dn Schwarz n uf em Rüg g hätti. Dr Stiar ischt nun bis zurma Bächji choon, und dert hed'r ärchehd und ischt dua widrm zugg in dn Wald.

Wia sch dua in d Äuwja choon ischt, hedsch das Ärläbnis an ara altn Äuwjari ärzellt. Und wia sch da gäredt heind, ischt noch an jungi Töchter au van dr Brüggd inner choon. Dia heintsch dua gfreeged, ob sch au aswas gsehn hei. Aber schi hed gseid, schi hei nüüd aswas Urächtsch gsehn. Dua het di Aalta aso gäblinzget und gseid: «Ja, söttnän geit ds Unghüür nid na.» «Bi diar aber muass nid grad alls in dr Ornig sin», seidsch zun däm Wib, wa dn Stiar gsehn khan hed. Dia hed äso dn Grind undergschlag n und gäbrummled: «I deichen schon!» und ischt gangen.

Die büssenden Sennen

In den Alpen um Klosters gehen immer noch Sennen um, die wegen ihrer Vergehen zu Lebzeiten keine Ruhe finden können. Sie zeigen sich vor allem bei Wetterwechsel.

So rührt der Name Mönchalp von einem Geist her, der in Mönchsgestalt dort umgeht. Der war auch Senn, welcher sich aber durch verübte Betrügereien um die Seligkeit gebracht hat.

Und in den Kuhalpen haust, wenn das Vieh im Herbst schon längst talwärts gezogen ist, der Geistersenn. Er hat im Molchen (Alperzeugnisse) Untreue geübt und muss nun auf immer so vielen Ersatz zusammenkäsen, wie er seinerzeit veruntreut hat. Aber es stehen ihm dazu nur die Milchtropfen zur Verfügung, welche den Sommer hindurch verschüttet wurden oder verloren gingen. — Der ist noch lange dran!



Das Nebelmännlein

Von der Stutzalp im Vereinaltal wird etwas ähnliches erzählt. Dort sind die Hirten darauf bedacht, dass jede Kuh ihren Teil Salz zu lecken bekommt. Denn sie müssen bei dieser Arbeit immer an das Nebel- oder Salzmännlein denken, das dort «regiert». Immer nämlich, wenn es schlechtes Wetter geben will, besonders, wenn im Sommer ein Schneefall bevorsteht, sehen die Hirten ein steinaltes Männlein mit grauem Bart die Alpweiden durchstreifen. Es ist gar altmodisch gekleidet, trägt einen breitrandigen Hut und Holzschuhe und hat eine Mieltasche über die weisswollene Jacke gehängt. So erscheint es abends bei den Sennhütten, oft aber auch mitten am Tag unter dem Vieh und lockt es dann ganz in der Art, wie die Hirten rufen, wenn sie den Kühen Salz geben. Hat der Kleine eine Zeit lang seinen Lockruf vergeblich erschallen lassen — denn das Vieh hört niemals auf ihn — so verschwindet er mit verdriesslicher Miene, um bald anderswo wieder aufzutauchen. Zeitweise hört man ihn jauchzen und jodeln, bisweilen aber auch heulen und jammern. Am ehesten zeigt er sich bei trüber Luft, doch immer ungeahnt. Legt es jemand darauf an, den Geist zu erblicken, so bekommt er nichts anderes als eine dichte, weisse Nebelwolke zu Gesicht und trägt obendrein einen furchtbar geschwollenen Kopf davon.

Dieses Männlein war einstmals auf der Stutzalp Hirt, aber bestechlich. Er teilte dem Vieh das Salz nicht gerecht aus. Darum muss er hier geisten, bis seine Zeit gekommen ist und die Herde auf seine lockende Stimme hört, bis er also Gelegenheit findet, sein Unrecht wieder gutzumachen. Das mag freilich noch lange dauern. Denn kein Mensch hat je bemerkt, dass eine Kuh auf seinen Ruf auch nur die Ohren gespitzt hätte.

Der Rösslihap

Droben auf Vereina zeigt sich der «Rösslihap». Manchmal hören die Alpknechte mitten in der Nacht auf der Steinplatte vor der Hüttentür ein Klopfen, wie wenn einer, auf den Peitschenstock gestützt, nach dem Stall hinüber schlurfte. Geht man hinaus, so gewahrt man einen grossen Mann mit langem, hängendem Schnurrbart. Der sattelt ein Ross, einen Schimmel, den er eben herausgeführt zu haben scheint, steigt auf und reitet davon.

Das ist der «Rösslihap», der eigentlich Kaspar geheissen. Der war einst lange Zeit Oberhirt hier auf Fremdvereina, aber ein unlauterer Geselle. Gar manchmal hat er für Stücke der von ihm besorgten Habe den Totenschein ausgestellt, sie indessen heimlich verkauft. Bei Nacht und Nebel holte er das Pferd aus dem Stall, sass auf und trieb das für tot erklärte Rind eilig über die Berge ins Engadin hinunter, um es dort zu verkaufen. Den Bauern erklärte er einfach, das Tier sei erfallen oder umgestanden. Zur Strafe muss er nun des Nachts kommen, solange die Hüttenmannschaft auf der Alp ist, Sommer um Sommer. Da sehen ihn die Knechte bisweilen, wie er auf seinem Schimmel das Süser Tal herauf reitet, als ob er wieder Vieh verschachert hätte.

Die nächtlichen Sennerinnen

In der Kùeh-Vereina hütete einst ein Schäfer seine Herde. Eines Abends vermisste er ein paar Schafe. Beim Suchen wurde er von der Dunkelheit überrascht, und er musste in der Hütte von Kùeh-Vereina übernachten.

Um Mitternacht wurde er wach, da er jemanden aus dem Keller kommen hörte. Gleich erblickte er zwei geisterhafte, weibliche Gestalten. Sie beschäftigten sich nun damit, Feuer zu machen und zu käsen. Der Hirt fürchtete sich nicht. Er blieb ruhig liegen, schaute dem Ablauf der Ereignisse zu und harrte der Dinge.

Als die beiden nächtlichen Sennerinnen mit dem Käsen fertig waren, kam eines der Wesen zu ihm her und bot ihm vom frischen Käse und Ziger an. Aber der Schäfer wollte lieber nichts davon zu sich nehmen.

Am Morgen hielt er das Geschehene halbwegs für einen Traum. Dennoch kehrte er am Abend desselben Tages von der Höhe nach der Hütte zurück — aus Wunder, ob von dem frischen Käse und Ziger noch etwas vorhanden sei oder nicht.

Die Erscheinung war genau die gleiche wie in der vorigen Nacht. Da er auch diesmal die angebotene Speise ausschlug, jagten ihn die zwei Gestalten zur Hütte hinaus, wo er von einem ungeheuren Windstoss in Empfang genommen und weit fortgetragen wurde. Er schaute noch nach der Gegend hin, wo sich die Hütte befinden musste, und erkannte dort eine Helle, als ob die Hütte in vollem Brand stünde.

Am Morgen darauf näherte er sich abermals der Hütte und fand sie ganz leer. Von Geistern, von Käse und Ziger war keine Spur mehr zu entdecken.



Dr Jäger uf Zrvretta

Ammal arama Herbschtabad ischt an Jäger vam Chloschter in dan Chremerchöpfen uf Zrvretta (Silvretta) in d'Speti chon und het nümma hein chönnen. As ischt aso an Abad gsinn, wia masch im Herbscht hie und da erläbt. Dr Himmel ischt grawa gsinn wia Bli und aso schwer uf dan Bärgen glägen. As ischt aso an lewa (lauer) Luft gangen, und as het früejer as sus angfangen duchlen. Dr Jäger het gwusst, dass ans Heinchon nümma z'deichen ischt und het schi dua as Plätzji gsuacht zum Übernachten. In dr Nehi vamma ischt an überhanganda Felsen gsinn, wa er guat abam Luft gsinn ischt. Da het er schi denn gleit, sa guat as gangen ischt. Uf ei Sita het er schins Gwehr und uf di andera schin Jägerstücken gnunn. Müada ischt er grusam gsinn, und drumm het er dua fri gschwind angfangen innäpfen.

Uf eimmal het er aswas ghört, as ob Steina us dena Felsen apperchemand. Wia er schi an Bitz ufgaricht het, gsiat er, dass an Hufan Riter dört här chommend. Chon sindsch, as ob dr Böscha (Teufel) uf nan we. Under dan Rossen sind d'Fürflamma und d'Funka ussersprützt. So sindsch amma varbi, eina uf arama Fux, dr andara uf arama Choli. Alli Ross heint di glichen gfüren Augen ghann wia d'Riter. Ganz z'lescht ischt eina uf arama brandschwarzen Hobi (Wallach) chon. Dr Jäger het schi schon heimli gfreut, dia grusig Gschichti si jetz varbi. Aber där Leschta ischt dua äban nid varbi. Er het schin Choli anghalten und het dan Jäger gfregat, was er da z'tuan hei und suachi. Dr Jäger ischt dua scho fascht z'Tod erschrocken. As het an argrüsst, as ob ma ischchalts Wasser da Rügg abrunni. Där, wa mimma garedt het, ischt schin Gvatter (Pate seines Kindes) gsinn, wa vor churzem bim Chloschter dussna gstorben und bim Chilchanturn vergraben worden ischt. Dam Jäger hets di Zennd (Zähne) zämmen gschlagen. Er het keis anders Wort fürcherbrungan as: «Jetz säg, warum bischt du da!» Dr andara het aso halbanwäg bösch und halbanwäg trurig dringluagat und gseit: «Ja as ischt schon nid alls gsin, wias sin hätti söllen. I han meh as einmal mit Flis vargässan ufzschriban, wemmar aswär aswas bazallt het, und's denn darna nochammal g'heuschat. Drfür chani da

ietz büessan. — Aber los, da will di denn nümma gsehn, sus chuscht denn nümma hein.» Dan Jäger hets grad ergudarat (geschüttelt). Wia das där uf am Ross gsehn het, het er gseit: «Du hescht glaubi nüd zwarm. I han wärmer. Grif ammal, wia warm sitzan i!» Mit da Fingaran het dr Jäger nüd bagärt dür zgrifen. Er het nun aso mit dam Stäckan dür glengt an dan Sattel. Dua sind aber d'Fürflamma darvan us, dass' wit ummer ganz luter worden ischt. D'Flamma heint gsprätzlat und klepft über alli Lüti. Dr Choli het dua an Usatz gnunn und ischt fort wia dr Blitz. Gschlafan het dr Jäger nümma in dr sälben Nacht, aber uf dan Morgat gablangat grusam.

Wia er dua am Morgat ab Zrvretta apper ischt gägat Sardaschga, ischt er arma andern Jäger bagägnat. Där het in dua aso anluagt und gseit: «Was hescht au du, dasst ganz grawa worden bischt über Nacht?» Der Jäger ischt nemmli schneewissa worden gsin in der einzigen Nacht. Er het dem andern nun gseit: «Wenn du gsehn hättischt, was i gsehn hann, sa wärischt valicht au grawa.»

Dan Gamstieran het er für a Wil nüd meh nagfregat. Er si noch an paar Tag grusam stilla gsinn, und wän er in dan Chremerchöpfen gsehn hei, het er niemann gseit bis na Jahren.

Andari sägant, dr Jäger si absichtlich in d'Chremerchöpf gangen, wil er mit eim redan hei wellan, wa er suss nümma und niana meh überchon hätti zum mimma redan.

Bim Chloschter ischt nämlich an richa Man as gehlichen Todsch gschtorban. Bald na schinar Vargräbnischt heint di Zruggblibnan van däm van dr Familjan van arama armen Jäger an wackari Summa Gäld varlangat, wa er däm Jäger glüwan ghan het. Dr Jäger het ma scha aber lütschel (wenige) Tag, vor as dr Man gschtorban ischt, zrugg gän ghan. Dia Lüt van däm Jäger sind dua grusam in enggan Retan gsinn. Ampfangschin heintsch natürli keina ghan. Noch ammal bazalen heintsch nid wellan, und di andaran heintschi nid lan wischan wellan. Zum

säban heint dia Strigla d'Rappa z'gärn ghan. Im Dorf ummer het alles van der Sach garedt. As Tagsch ischt an Man zu denan Jägerlütan chon und het gseit, er wüssi ganz bschtimmt, dass di meischten us am Gschlächt van däm Man in dan Chrämerchöpfen geischten müassant. Wenn ma mit denan über ättas z'redan hei, wa ma im Rächt si, sa chönni ma ganz guat mit nan redan. Dr nuwig Varstorbna si sicher au dört dinna. Dr Jäger het dua der Sach nagsinnat und het gadeicht, as we schi wol drwärt, an Probiar z'machen. Er het dua dan Wäg under d'Füess gnun und ischt iin in d'Chremerchöpf. Dört isch gangen, wia witer obna arzällt worden ischt. Dr Riter uf däm schwarzen Ross ischt chon, und dr Man het ma schins Aligan fürgleit. Dua seit där: «Woll, woll, bazallt heit iar das. Min Lüt söllant nun in däm Chäschтли bim Ofen naluagan! As ischt dört noch as heimlis Fach in dr Hinderwand, und dört drin liggant dia Bücher, wa's ufgschriban ischt.»

Dua het dr Riter gseit: «Guat iss aber und wohl chunnt dr, dass du im Rächt bischt mit dim Aligan, suss chemischt du denn nümma us zum Chloschter.»

Warum diese Reiter gerade in jenen kalten, unfruchtbaren, weit von allen lebenden Wesen entfernten, schaurigen Felsenköpfen umherziehen mussten, hat seinen Grund in einem noch viel früheren Ereignis. Dorthin hatte einst ein Kapuziner alle bösen Geister gebannt, welche dazu verdammt waren, in den Häusern und Ställen des Tales zu spuken.

Weil es sich dabei hauptsächlich um Krämerseelen handelte, wurde der Ort Krämerköpfe genannt.

Der Marchensetzer

Ein Bauer war eines Abends von Klosters nach Monbiel unterwegs, um das Vieh zu füttern. Da bemerkte er an der Strasse, da, wo es «im Bündelti» heisst, einen Unbekannten, der an einem Marchstein herumhantierte. Als der Monbieler den Unbekannten zur Rede stellen wollte, was er hier zu schaffen habe, war der aber plötzlich verschwunden.

Der Monbieler ging weiter des Weges, sah sich aber noch um, ob ihm der andere nicht etwa folge. Da sah er, dass die sonderbare Gestalt wieder am Marchstein beschäftigt war. Nun glaubte er voller Überzeugung, den Unbekannten von seinem frevelhaften Tun abhalten zu dürfen und zu müssen, kehrte schnell um und packte ihn.

Der aber verschwand wieder wie weggeblasen. Stattdessen konnte er selber sich nicht mehr von der Stelle bewegen und musste dort bleiben, festgebannt, bis die Glocke am Morgen den Tag verkündete. Er kam mit einem furchtbar geschwollenen Gesicht heim und musste wegen eines heftigen Fiebers viele Wochen lang das Bett hüten.

D Sunntigchind gsehnt meh as andari

Irma Hus ischt an richa Man gstorbn, wa nid alls ehrli vördianet khan hed, was er zruigg glan hed.

A Wil nahär heint schii Lüt arama Abed Härdöpfli abgladn und in de Chäller gätan.

Dr Chnächt ischt grad mid arma Sack Härdöpfli uf'm Rügg dür ds Vorhus iin.

Uf eimmal ischt'r so uf d Sita gäträttn, as ob'r aswäm us'm Wäg güangi.

Dua seit dr jung Patruun: «He, was witt? Gang doch witer!»

«I han da grad arma Dicken Platz machä müassn», seit dr Chnächt.

Dr Patruun het nümma gwundaret, wär's gsin si.

Schim Ehni heintsch «dr Dicka» gseid, und ma het bhauptet, er geishti.

Dr Chnächt ischt es Sunntigchind gsin.

Drum hed er diä Geischter gsehn, wen andäri nüüd gsehn heind.

Der unschuldige Geist

In einem Haus in Klosters wohnte ein reicher, aber geiziger Bauer, der in ein recht hohes Alter kam.

Einige Wochen nach seinem Tod hörte man in dem Zimmer, wo er seine Bücher und Schriften hatte, in der Nacht oft ein Gekritzel, als ob da jemand schreiben würde. Die Leute meinten bald, der Geizhals müsse nun auch noch nach seinem Ableben dort sitzen und schreiben — vielleicht Urkunden umschreiben, welche er gefälscht hatte.

Ein Abenteurer, den es nun doch Wunder nahm, was es mit dem seltsamen Gekritzel auf sich hatte, legte sich eines Abends in jenem Zimmer zu Bett.

Nach einiger Zeit vernahm er wirklich das «Schreiben des Geistes». Er stand auf, zündete das Licht an, konnte jedoch niemanden sehen, und das Schreiben hatte plötzlich aufgehört. Nun suchte er alles durch, warf Bücher und Schriften und Hausgeräte durcheinander, fand aber nichts, was einem Geist ähnlich sein könnte. Nachdem er sich vergeblich abgemüht hatte, den Störefried zu entdecken, war er recht missmutig darüber, keinen Erfolg gehabt zu haben.

Bevor er das Bett wieder aufsuchte, wollte er zum mitgebrachten Schnaps ein Stück Brot essen. Wie üblich fand er dieses in der «Tisch-Trucke» (Schublade). Mit dem Brot zeigte sich zugleich der Geist — eine Maus, die sich einen Weg in die «Tisch-Trucke» gebohrt und dadurch das «Gekritzel» verursacht hatte!

Hescht än ätta gsehn?

Schi heint d Lich varma richen Bürger vam Chloschter us'm Hus gätragn zur Vrgräbnischt. Bin denän Vrgräbnischtlütn sind au zwei Nachbarä gsin. Eina het noch zugg gluaget zum Hus und het grad säga wellen: «Jetzt muass är au fort us schim hübschn Hus!» Aber uf eimmal isch ma ds Wort im Mul bstäched wia era Geiss a Chabisstorzn. Er hed nun aswas gäbrummlet wia: «Du tusägi Zit, was gsian i da dobna?» old (oder) so aswas. Discha hed gfreeged: was är denn au hei? Dua hed'r gseid: «I will dr's denn drna sägn.»

Wia dua d Vrgräbnischt vrbi gsin ischt, hed discha dua gfreeged: «Hescht än ätta gsehn?» «Ja, äbn», seit dr eershta, «wia sch mid'm Baum (Sarg) choon sind und miar vam Hus sind, hed'r zum Chammerenpfänschter usser und apper uf nisch gluaget.»

«Das chann woll sin», het dua discha gseid. «In der Familien isch das nüüd Nüüsch. Im Läbn heintsch nia gnuag, und im Tod findentsch kei Ruab.»



Goldadern im Gebirge der Casanna

Einmal flüchtete der Zusenn in der Alp Casanna vor einem Gewitter unter einen schützenden Felsen. Er wartete dort, bis der Regen vorüber war.

Als er in die Hütte zu seinen Kameraden zurückkehrte, fanden diese zu ihrem grossen Erstaunen etliche Tropfen massiven Goldes an seinem Hut kleben. Diese Spuren eines köstlichen Bodenschatzes mussten ihm, als er unter dem Felsen gestanden hatte, von oben herab sachte auf den Hut geträpelt sein.

Die Höhle, welche ihn im Unwetter aufgenommen hatte, war aber nachher nicht mehr ausfindig zu machen.

Ein armer Mann hat in jenem Gebiet auch einmal eine Goldader entdeckt.

Zwei Mal holte er von dem Gold und wurde reich davon. Als er hingegen zum dritten Mal das Gebirge der Casanna aufsuchte und noch mehr Gold haben wollte, konnte er seine Fundgrube unmöglich wieder finden. Traurig verliess er den Ort, da hörte er eine Stimme, die ihm nachrief:

«Wenn du mit dem, was du bereits gefunden hast, gut umgehst, hast du und alle deine Nachkommen genug!»

Das nahm er sich denn auch zu Herzen.

Ein helles Lichtlein

In Mezzaselva wohnte ein Mann namens Lemm. Seine Frau stammte aus dem FONDEI im benachbarten Schanfigg.

Da wollte Lemm einmal nach der Heimat seiner Frau reisen. Er ging nachts über den Berg und nahm in der Dunkelheit ein helles Lichtlein wahr, das ihm immer in der gleichen Grösse schien und auch am selben Ort blieb. Lemm ging verwundert auf das Lichtlein zu, musste jedoch feststellen, dass die Helle nur einem Stein entströmte. Da es Sommer und gutes Wetter war, lagerte er beim leuchtenden Gegenstand, um sich das merkwürdige Ding am Morgen näher anzusehen.

Am Morgen fand er den Stein aber nicht mehr — er musste bergab gerollt sein — und Lemm zog verdrossen seines Weges weiter. In der Nähe, wo er übernachtet hatte, befand sich eine Rufe, welche es nun zu passieren galt. Wie der Wanderer diese Rufe überschreiten wollte, erblickte er in dem blauen Lehm der Rufe ein gelbes, schönes Metall. Er nahm davon mit sich und versuchte es zu schmelzen, verstand sich aber nicht in der dazu erforderlichen Scheidekunst.

Auf dem Rückweg lud er an dieser Stelle vom gelben Metall seinem Saumross eine Ladung auf und brachte seinen seltenen Fund zu einem Scheidekünstler nach Feldkirch, der ihm 16 Philippstaler dafür gab. Die weiteren Ladungen brachten ihm immer mehr Geld ein, sodass sich Lemm bald ein eigenes Bauerngut leisten konnte.

Mit der Zeit erregte sein geheimnisvolles Treiben Verdacht, seine Fundgrube wurde entdeckt — aber von da an verschwand der Schatz für immer und dieser leichte Verdienst hatte für ihn ein Ende.

Der vornehme Venediger

Auf der weidreichen Alp Casanna im Prättigau lag an einem schwülen Sommertag der Kuhhirt Peter am Fuss eines Felsens neben einem murmelnden Bächlein zwischen lieblich duftenden Bergblümchen. Der hohe Fels verbreitete kühlen Schatten auch über die glänzend braunen, fetten Kühe, welche um ihn herum ebenfalls Mittagsruhe pflegten.

Da trat plötzlich aus einer Felsenecke ein grosser Mann in zerrissenen Kleidern hervor. Die Tiere erschrakten ob dem Erscheinen der seltsamen, fremden Gestalt, sprangen auf und zerstoben nach allen Seiten. Der in seiner süssen Ruhe so unangenehm gestörte Hirt griff zornig nach seinem Stecken, eilte zu dem ungebetenen Gast und versetzte ihm einen Schlag. Der arme Mann zog sein Nastuch aus der Tasche und wischte wehklagend das Blut von seiner Stirn. Peter liess ihn stehen und lief da und dorthin, um nach den zersprengten Kühen zu sehen. Als keine von ihnen Schaden genommen hatte, bereute er seine Tat. Und wenn der unbekannte Mann nicht verschwunden wäre, hätte er ihn um Verzeihung gebeten.

Es verstrichen mehrere Jahre. Da ging Peter mit einem Viehhändler auf die italienischen Märkte. Weil das Vieh schlechten Absatz hatte, mussten sie bis nach Venedig ziehen. Peter betrachtete dort gerade die prächtigen Paläste, als ein vornehmer Herr auf ihn zukam, Peter etwas steif musterte und fragte, woher er denn sei. «Aus dem Bündnerland», gab Peter zur Antwort. «Ei! Das freut mich, einen Bündner in Venedig anzutreffen», sagte nun der feine Herr gar freundlich in gebrochenem Deutsch, «ich bin auch in Graubünden gewesen. Die Bündner sind brave, liebe Leute, kommt mit mir in mein Haus zu einem Glas Wein.»

Der verblüffte Viehtreiber wurde in einen glänzenden Palast geführt, wo er mit seinen groben Schuhen fast nicht zu erscheinen wagte. Obwohl der feine Wein und die guten Speisen vortrefflich mundeten, war ihm doch nicht recht heimelig zumut. Und als der Herr ihn endlich fragte, ob er nicht einmal auf der Alp Casanna das Vieh gehütet habe, und ob er sich nicht mehr an einen Fremden erinnere, der seine Kühe erschreckt habe, begann sein armes Herz

unter dem Brusttuch (Gilet) heftig zu klopfen. «Ich bin jener Fremde gewesen», fuhr der Herr immer in freundlichem Ton fort, «habt aber deswegen keine Angst, lieber Bündner. Ich weiss schon, dass ihr mich im Zorn und aus Sorge für die Euch anvertrauten Tiere geschlagen habt. Es soll Euch kein Leid geschehen. Ich verdanke nämlich meinen Reichtum den Felsen des Bündnerlandes, wo ich viele Sommer möglichst versteckt arbeitete, in den Sträuchern und zwischen den scharfen Steinen oft meine Kleider zerriss, aber manches Säcklein voll köstlicher Steine davongetragen habe. Ich wickelte die Goldklümplein jeweils in dürres Gras ein. Darum meinten die Bauern, ich sei ein Wunderdoktor und sammle Heilkräuter. Trinkt noch ein Glas, lieber Bündner, nehmt diese Goldmünze mit auf den Heimweg und sagt zuhause, es gebe auch in Venedig gute, brave Leute.»

Ds Goldbrünneli

Am nördlichen Abhang des Gotschnagrates bietet sich im Drostobel dem durstigen Wanderer eine kleine, klare Quelle an.

Dort mag auch mancher Hirtenbub um die Mittagszeit gegessen und ab und zu seinen Mund zur Stillung des Durstes unter der heissen Sonne dankbar an das frisch aus dem Bergesinnern fliessende Wasser gehalten haben.

Da diese Quelle seit Menschengedenken Goldbrünneli heisst, kam es einem einfachen Hirtenknaben aus Serneus eines Tages in den Sinn, der Quelle ein Krüglein unterzustellen und abzuwarten.

Als er den Ort nach ein oder zwei Tagen wieder aufsuchte, glänzte ihm aus dem Krüglein tatsächlich Gold entgegen, etwa soviel wie Kaffeesatz!

Die unbeschreibliche Freude des armen Hirtenbuben kann man sich gut vorstellen, und die Quelle hat ihm ihren Namen aufs Schönste bewiesen.



Geisshirt Flury aus dem Gmür

Mitten im Dorf Serneus steht ein altes Haus, das «Gmür» (Gemäuer) genannt. Es fällt schon von weitem auf, weil es im Gegensatz zu den Holzhäusern der Walser mit Stein gebaut wurde.

Da wohnte einst ein Geisshirt namens Flury. Zu diesem Flury kamen einmal Venediger, als er im Drostobel die Geissen hütete. Sie gaben ihm eine zinnene Kanne und sagten ihm dazu, er solle sie an der und der Stelle so in die Erde graben, dass sie sich tropfenweise mit Quellwasser fülle. Ferner verabreichten sie ihm einen hölzernen Schlägel, um die Erde darüber zu klopfen, damit das Gefäss kein Mensch erblicke. Sei dies geschehen, so solle er den Schlägel an der nächsten Tanne aufhängen und ihn nie aus den Augen verlieren. Wenn er es so halte, werde sich die Kanne mit Goldsand füllen. Sobald sie voll sei, soll er sie leeren, und auf diese Weise werde sich die Kanne immer wieder füllen. Den Goldsand solle er ihnen aber nach Venedig schicken, sie würden ihn dafür reich belohnen.

Flury tat das alles. Selbst von der Kirche zu Serneus aus schaute er nach dem an der Tanne aufgehängten Schlägel. Währenddem füllte sich die Kanne von selbst mit Gold. Flury wurde durch die Venediger ein sehr reicher Mann und starb als solcher. Lange Zeit nachher fand man in seinem Haus noch etliche dreikantige Goldstücke von fremdem Gepräge.

Die verschüttete Silbergrube

In Conters im Prättigau lebte ein armer Mann, der hiess Christian Casolf. Zu ihm kam einmal ein Venediger und bat ihn, mit ins Gebirge zu kommen. In der Casanna-Alp zeigte der fremde Venediger dem Mann aus Conters eine Silberader, worauf sie wieder zusammen nach dem Dorf zurückkehrten.

Am Tag drauf nahmen die beiden noch einen Kameraden von Casolf zu der betreffenden Stelle mit. Sie gruben nun etliche Wochen lang streng und hatten bereits eine so tiefe Grube, dass sie eine Leiter brauchten, um hinab- und hinaufzusteigen. Die drei stiessen auf ganz netten Silberkies.

Als sie nun meinten, die Metalladern bald erreicht zu haben, da ging der Venediger von den zwei anderen weg. Vorher aber machte er noch einen Kreis um die Grube herum und sagte ihnen, an dem und dem Tag werde eine Frau kommen und mit aller Gewalt versuchen, den Kreis zu überschreiten und in die Grube hineinzuschauen. Das müssten sie um alles in der Welt verhindern, denn wenn die Frau auch nur einen einzigen Blick in die Grube werfen könne, werde all ihre Arbeit für nichts und wieder nichts gewesen sein.

Der eine der beiden Männer hielt an dem betreffenden Tag Wache. Und währenddem sich der andere daran schickte, die gefundene Silberader zu öffnen, erschien die Frau am Nachmittag wirklich. Sie kam mit aufgelösten, fliegenden Haaren wie rasend gegen die Grube gelaufen. Der Wachhabende rannte ihr entgegen, um sie aufzuhalten, aber er war nicht schnell genug. Es gelang ihr, in den Kreis zu treten und in die Tiefe zu schauen. Der Grabende hatte sie nun auch erblickt und erklomm, Unheil vorausahnend, eilig die Leiter. Kaum hatte er aber seinen Fuss von der letzten Leitersprosse abgehoben, schloss sich die Höhle unter grässlichem Gerumpel und Gekrache. Weder die Frau selber, noch eine Spur von ihr sind je wieder gesehen worden.

Dem Erezmännli wachen

Unter der Conterser Schwendi heisst es «Erezsäss». Dunkle Gänge mit Lerchenholzsperrern zeugen von den goldenen Zeiten der Vergangenheit, da im Berginnern edles Gestein gewonnen werden konnte.

Der Volksmund aber weiss zu berichten, dass das Glück heute noch dreien Wagemutigen mit grosser Geduld und Ausdauer lachen könnte. Nur müssten sie alle drei an einem Sonntag geboren worden sein und drei Mal 24 Stunden im gleichen Raum dem «Erezmännli» wachen ohne ein Wort zu sprechen und ohne zu schlafen. Dann aber kämen sie zu recht Geld.

Vor wenigen Jahrzehnten haben in der Tat drei Männer, welche alle drei an einem Sonntag geboren worden waren, den Versuch dazu voller Hoffnung und Wagemut unternommen. Einmal vom vielen Geld erfahren, das da auf sie warten sollte, trafen sie sorgfältig ihre Vorbereitungen. Sie schafften dürres Holz an, damit die Stube der leeren Hütte auch ja gut geheizt werden konnte. Sie trugen Wasser, und haben auch sonst allerlei besorgt.

Um Mitternacht endlich begannen sie mit dem Wachen. Und sie haben auch ausgeharrt! Drei Tage und drei Nächte wachten sie alle drei ohne jeden Schlaf und ohne ein Wort zu reden dem «Erezmännli». Und, wie später alle drei übereinstimmend behaupteten, punkt zwölf Uhr in der Nacht sei die Stubentüre aufgesprungen und eingetreten sei ein kleines Männlein mit einem prall gefüllten Sack auf dem Rücken, den es zur Verwunderung aller mitten auf den Boden stellte. In diesem Augenblick aber entfuhr einem der Glücksuchenden unvermittelt der Satz: «Alle guten Geister loben Gott und loben ihren Meister!» — und nichts mehr war da! Nur habe einer der drei noch einen schwarzen Pudel über den Zaun hinwegspringen sehen.

Am Morgen drauf waren die «Vögel» ziemlich niedergeschlagen. Sie haben es dann später in einer andern Hütte nochmals versucht, aber da ist ihnen in der letzten Nacht nach vielen Stunden mühsamen Wachens einer eingeschlafen. Und so war halt wieder nichts.



Der Schatz in der Kirche zu Klosters

Seit jeher geht die Sage, in der Klosterser Kirche St. Jakob — in früheren Zeiten die Kapelle der hier ansässigen Benediktinermönche — liegen immer noch viel Geld und Schätze vergraben und versteckt.

Einmal wollten zwei angesehene Männer die Schätze heben.

Sie waren eben am schönsten Graben, da erschien der Geist, der Hüter des Schatzes.

Der sagte zu ihnen, sie müssten ihm ein ungetauftes Kindlein bringen, sonst bekämen sie den Schatz nie und nimmer zu Gesicht.

Der eine der Männer hatte nun gerade ein noch ungetauftes Kind daheim und schickte sich an, es dem Geist zu bringen.

Seine Frau erwischte ihn aber rechtzeitig beim verwerflichen Raub und entriss ihm den Schreihals mit Gewalt.

Und so blieb der Schatz liegen, wo er wohl heute noch ruht.

Im alten Klosterkeller

Es war so gegen Ende des 18. Jahrhunderts, als ein Mann, der nahe bei der Kirche in Klosters wohnte, eines Abends spät von seiner Arbeit heimkehrte. Da seine Leute schon zu Bett gegangen waren, suchte er in der Küche, was sie ihm «z’Nacht» gerüstet hätten. Er fand aber nichts ausser einem Haufen Nusschalen und Schneckenhäuslein in einem Kessel über dem Feuer.

In der «Täubi» (Zorn), dass man ihn so zum Narren halte, nahm er den Kessel vom Feuer weg. Aber plötzlich sah er kein Feuer mehr, und auch alle Nusschalen und Schneckenhäuslein waren aus dem Kessel verschwunden. Das konnte sich der gute Mann nicht erklären. Es wurde ihm angst und bange, was in aller Welt dahinterstecken möge. So liess er das Suchen nach etwas Essbarem und legte sich schlafen.

In der Nacht träumte ihm fortwährend von einem grossen Kessel voll Nusschalen, Schneckenhäuslein und dergleichen. Am Morgen erzählte er den Seinen das Geschehene und auch den Traum. Draussen in der Küche stand aber — und zwar auf dem Herd selber — das Nachtessen, das er gesucht hatte, aber nicht hatte sehen und finden können. Nun berichtete seine Schwester, dass vor einiger Zeit, als sie in den Keller wollte, ein weissgekleideter Mönch im Weg gestanden habe und ihr den Weg versperrte.

Der Mann wurde ganz nachdenklich über all das Erlebte, Geträumte und Gehörte, und er kam zum Schluss, dass ein Geist in seinem Haus wohnen müsse. Er überlegte die Angelegenheit und fasste den Entschluss, zwei Geistliche um ihre Hilfe anzufragen. Denn er allein wagte es nicht, hinter den Geist zu geraten, den er im Haus hatte. So unternahm er eine Reise über Schlappin ins Montafon, suchte zwei Geistliche auf und erzählte ihnen alles. Diese waren gleich bereit, dem Mann zu helfen und kehrten mit ihm Klosters zu.

Alle drei stiegen in den Keller hinunter. Dort las der eine Geistliche aus einem grossen Buch, das er mitgebracht hatte, allerlei Formeln. Er liess dabei wie aus Versehen sein Nastuch fallen.

Der aufmerksame Hauseigentümer merkte es und hob das Nastuch wieder auf. Der Geistliche las weiter und liess sein Nastuch abermals fallen, worauf es der Mann wieder aufheben wollte, doch der andere Geistliche gab ihm mit einem Wink zu verstehen, er solle es liegenlassen. Dieser bückte sich hierauf nämlich selber, hob das Nastuch zusammen mit einer Handvoll Erde auf und steckte beides in die Tasche. Nun hörte der andere Geistliche auf zu lesen, und bald kehrten sie ins Montafon zurück.

In der folgenden Nacht schlug der Klosterser sein Nachtquartier neben dem Ofen auf. Er tat aber kein Auge zu, so sehr beschäftigten ihn diese Geschichten. Es war eine helle Nacht, der Vollmond stand am Himmel und leuchtete durch das Fenster. Etwas vor Mitternacht vernahm er Tritte — wie von einem Menschen — und gleich darauf öffnete sich die Tür, und es trat ein grosser Mann herein. Der gab ihm durch Bewegungen mit dem Kopf seinen Dank zu verstehen. Dem Klosterser wurde seltsam zumut. Er wollte seinen späten und unerwarteten Gast ansprechen, aber er brachte beim besten Willen kein Wort heraus und war zu keiner Regung fähig. Der grosse Fremde verliess darauf die Stube. Der Zurückgebliebene hörte ihn weggehen und vernahm auch deutlich, wie der Gehende die Treppe hinunter etwas nach sich schleifte.

Jetzt erst konnte er wieder von der Ofenbank aufstehen, auf welcher er wie festgebunden war solange der andere in der Stube weilte. Er trat ans Fenster und erkannte beim hellen Mondschein, dass sein stummer Besucher soeben von seinem Haus fortschritt und einen grossen, vollen Sack nach sich zog. Er schaute ihm noch nach, und eben schlug es an der grossen Glocke vom nahen Kirchturm zwölf.

Im nächsten Frühjahr begab sich der besagte Mann wieder nach Montafon, nun aber um eine Kuh zu kaufen. Er besuchte bei dieser Gelegenheit auch die beiden Geistlichen, die ihn überaus gastfreundlich willkommen hiessen und ihn mit Speis und Trank versorgten. Sie eröffneten

ihm, dass sein jetziges Haus in früheren Zeiten zu einem Mönchskloster gehörte und dass dort im Keller Silbergeschirr und gemünztes Geld versteckt gewesen sei. Dieses habe der stumme Besucher, ein Mönch, der den Schatz habe hüten müssen, nun nach dem Montafon gebracht, weil der Schatz einem Vermächtnis zufolge der nächstliegenden katholischen Kirche gehöre.

Kauf. lage Troggen 26. 3. 1999
(zus. mit S. 184...)

Choli, witt au Türgg?

Ein armes Hirtenbüblein hütete auf der Alp die Schafe. Der kleine Hirt wohnte in einer alten, nicht mehr benutzten Alphütte. Die Hütte bestand aus Stube, Nebenkammer, Vorraum und Keller. In den Keller ging er zwar nie, weil es ihm dort nicht so recht geheuer zu sein schien. Er hatte einige Ziegen bei sich, die ihm genügend Milch zum Kochen gaben.

An einem Mittag hatte er wieder eine Pfanne voll Maisbrei gekocht und auf den Tisch gestellt. Er wollte gerade mit dem Löffel wacker dran, als plötzlich ein riesengrosser Mann mit einem schwarzen Bart hereinkam. Dieser sprach kein Wort, machte aber Miene, am Mahl teilhaben zu wollen. Darum sagte das Büblein: «Choli, witt au Türgg?» Das liess sich der Mann nicht zweimal sagen. Er setzte sich an den Tisch und hielt mit.

Nach dem Essen gab der Riese dem Büblein zu verstehen, es solle ihm folgen. Sie gingen in den Keller hinunter. Dort standen drei gefüllte Säcke. Der Mann hiess nun den Buben, einen der Säcke auszuwählen. Mit Zittern und Zagen besah sich das Büblein die Säcke. Bei einem glaubte er, an einer schadhaften Stelle etwas wie Gold glänzen zu sehen. Darum entschied er sich für diesen. Da liess der Mann einen Freudenlaut ertönen und sagte: «Lieber Bub, du hast den rechten Sack ausgelesen und mich erlöst. Hättest du einen der anderen Säcke gewählt, so wäre es um dich geschehen gewesen, und ich hätte noch lange Zeit hier bleiben müssen». Dann hob sich der Riese den schweren Sack auf den Rücken und trug ihn in die Stube hinauf. Dort stellte er ihn auf den Boden und sagte: «Der Sack ist voller Goldstücke, und sie sind alle dein». Nach diesen Worten verschwand der Mann, und man sah ihn nie wieder. Das Büblein aber trug den Schatz nach und nach ins Tal hinunter nach Hause. Er, seine Familie und seine Nachkommen waren reich für ihr ganzes Leben.

Martin Grass in der Fremde

Im Veltlin hielt sich vor noch gar nicht allzuvielen Jahren ein Tiroler auf, der sich vor keinem fürchtete und sich für den Stärksten in der ganzen Christenheit ausgab.

Nun waren in Klosters einige Weinhändler, die jedes Jahr um die gleiche Zeit nach dem Veltlin reisten. Diese erzählten dort, sie hätten daheim in Klosters einen Mann, welcher den Tiroler «überhöhen» (bemeistern) dürfte. Die Veltliner, begierig den starken Klosterser kennenzulernen, gingen mit den Klostersern die bedeutende Wette ein, welcher der Stärkere sein möge, der Tiroler oder ihr Landsmann.

Die Weinhändler aus Klosters, um die Ehre ihrer Heimat besorgt, beschlossen, ihren Mann das nächste Mal mitzunehmen. Mit List verstanden sie es, den Marty Grass — so hiess er — dahin zu bringen, dass er mit ins Veltlin reiste. Er trank nämlich gern ein Glas echten Veltliner, war aber die harmloseste Seele weit und breit. Obwohl er sich seiner Muskelkraft bewusst war, suchte er nicht im geringsten Auseinandersetzungen. Er freute sich nun aber, einmal ohne Spesen zu einem guten Tropfen Rotwein zu kommen, und ging deshalb gern mit, ohne zu ahnen warum er eigentlich mitgenommen wurde.

Im Veltlin angelangt, kehrten die Klosterser in der gleichen Gaststätte ein, wo der Tiroler sein festes Nachtquartier hatte. Mit Wissen des Wirtes legten nun die Klosterser ihren Marty Grass einfach in das Bett des Tirolers. Immer noch wusste Grass nichts von dem Vorhaben seiner Gefährten. Wie gewohnt kam bald auch der Tiroler laut polternd die Treppe herauf in das Schlafzimmer und wollte sich zur Ruhe begeben. Gleich sah er aber, dass in seinem Nest schon ein Vogel hockte, nahm diesen Vogel ohne lang zu fragen bei den Federn und rupfte ihn auf den Boden heraus. Marty Grass aber — denn das war der Herausgezogene — nahm diesmal die Sache nicht so leicht und schimpfte gewaltig, dass man nicht einmal mehr ruhig schlafen könne in fremden Landen. Er packte den Tiroler und brach ihm fürs Erste, zum Willkomm, die Finger. Dann nahm er ihn bei den Hosen, hob ihn in die Höhe und schmetterte

ihn mit Gewalt auf den Fussboden, dass die Wände zitterten. Der Tiroler hatte vier Rippen gebrochen und wusste nun, dass er nicht mehr der Stärkste in der ganzen Christenheit sei.

Die versteckt gewesenen Zeugen waren natürlich im Urteil einig. Aber die Klosterser, obschon sie Sieger waren, hatten alle Mühe, die wegen ihrem übel zugerichteten Tiroler schwer beleidigten Veltliner zu besänftigen — und Marty Grass in Sicherheit zu bringen. In einem leeren Weinfass verborgen retteten sie ihn schliesslich mit List über die Grenze.



Der starke Grass

Zwei junge Burschen waren in einem Waldweg damit beschäftigt, ein schweres «Block» auf einen Bockschlitten zu laden, konnten es aber einfach nicht zustande bringen. Da kam der starke Grass des Weges und sah sich die Sache an. Dann sagte er: «Wartet nun, Buabjeni, i will ni dän schon laden». Damit schritt er an das Block heran, schlug seine Axt stirnholz hinein und hob das schwere Block mit Leichtigkeit auf den Schlitten. Nach getaner Arbeit ging Grass weiter.

Dieser Grass war ein älterer, noch lediger Bursche. Eines Abends befand er sich zu recht später Stunde auf dem Nachhauseweg. Da sah er in einem Haus noch Licht und dachte, es wäre «Hengert» (Abendunterhaltung). Grass guckte deshalb ein wenig zum Fenster hinein, was aber der junge Bursche, welcher drinnen beim Mädchen sass, nicht leiden mochte. Der meinte, aufgrund seines stattlichen Körperwuchses niemand fürchten zu müssen, kam schnell heraus und sprang dem Grass auf den breiten Rücken. Grass indessen griff mit seinen beiden grossen Händen gemächlich rückwärts nach den beiden Gesässmuskeln seines Gespielen, und zwar so fest, dass jener laut aufschrie und ihn flehentlich bat, er möchte ihn doch wieder loslassen. Grass hingegen hatte es gar nicht eilig, und er liess ihn erst wieder los, nachdem er ihn ein gutes Wegstück mit hinunter getragen hatte. Dann drehte Grass den Kopf ein wenig zur Seite und meinte: «Ds nächst Mal luogsch dänn, wäm't uf dän Rügg springscht».

Ritter Hans Jeuch

Eines Sonntags zur Zeit des Prättigauer Freiheitskampfes stand Ritter Hans Jeuch am Fenster eines ihm gehörenden Hauses, das «in der Klus» genannt wurde, und schaute gegen Schlappin hinauf. Da sah er plötzlich die Montafoner in hellen Scharen das Tobel herabkommen.

Schnell legte er seinen Lederharnisch an, bestieg seinen Schimmel, dem er in der Eile noch eine «Gelte» (Holzgeschirr) Wein zu saufen gab, und stürmte vor die Kirche hin, weil alles in die Predigt gegangen war. Dort berichtete er vom Gesehenen, und ebensoschnell waren die Klosterser bereit, sich zur Wehr zu setzen. Es nahm jeder die Waffe mit, die er gerade erwischen konnte.

Dann sprengte Jeuch rasend den Montafonern entgegen, nachdem er den ihm folgenden Klostersern zugerufen hatte: «Nidermachen will i eu gnuag, lend mar nu keina wiram uflastahn!» So durchbrach er dann die Haufen der Montafoner, welche sowohl die scharfe Schneide seines Schwertes als auch den Huf seines grimmigen Schimmels zu fürchten hatten. Er mähte ganze Reihen nieder, und was er niedermähte, das «zetteten» die Klosterser, das heisst, sie liessen keinen wieder aufstehen. So kam der eine Teil der Montafoner durch das Schwert von Jeuch um, der andere Teil flüchtete das Tobel aufwärts, wieder heim zu.

Auf dem Rückweg rasteten die Klosterser bei einer Wiese im Dörfji. Dort öffnete Jeuch seinen Lederharnisch, und siehe da, es fielen eine Menge Flintenkugeln zu Boden. Er war halt kugelfest.

Noch drei Tage lang floss der Schlappinbach rot, dermassen hatte das Schwert Jeuchs seine Schärfe bewiesen und so hart war das Treffen gewesen.

Das weisse Lamm

Schon der neuen Lehre freuen
Sich des Prättigau's Gemeinden,
Die verkündet ward in Treuen,
Doch zum Ärger ihren Feinden.

Diese wollten ihren Glauben
Sammt der Freiheit heil'gen Rechten
Jenem biedern Volke rauben,
Und dasselbe ehrlos knechten.

Zweifelnd, ob sie kämpfen sollen,
Ob dem Feinde widersteh'n,
Meinen die zu Saas, sie wollen
Heute noch zur Kirche geh'n.

Sonntag war es, Tag der Palmen,
Wo sich ziemt, das Wort zu hören,
Anzustimmen Festtags-Psalmen,
Und den Höchsten zu verehren.

Er nur kann den Sieg verleihen,
Und den Seinen Frieden schenken.
Gibt er heute wohl ein Zeichen,
Das zur Hoffnung sie mag lenken?

Unbezeugt will Gott nicht lassen
Sich in seinem Heiligtum.
Ja, sie dürfen Mut nun fassen,
Fest zu steh'n zu seinem Ruhm.

Was sie hörten jetzt verkünden
Von dem heil'gen Gotteslamm,
Das getragen hat die Sünden
Und versöhnt am Kreuzesstamm,

Das ergreift aller Herzen.
Und nur in des Lammes Wunden
Hoffen sie für ihre Schmerzen
Auf ein seliges Gesunden.

Und noch eh' die Predigt endet,
Schreitet durch der Kirche Mitte,
Weiss wie Schnee, von Dem gesendet,
Der erhöret fromme Bitte,

Still ein Lämmlein zum Altare,
Und sie achten's als ein Zeichen,
D'rin der Herr sich offenbare,
Der auch werde Sieg verleih'n.

Und so ist's denn auch geschehen,
Gott verlässt die Seinen nimmer,
Will die Sonne untergehen,
Zeigt sich bald des Frührots Schimmer.

Morgen geht's zum heissen Kampf,
Und das Lämmlein zeigt sich wieder,
Steh't im wilden Feuerkampf,
Es ertönen Siegeslieder.

«Dreimal heilig», hört man's schallen,
«Preis dem Lamme, das gekommen!»
Berg und Tal, die widerhallen
Vom Gesang der biedern Frommen.

Sollt's im Tal nicht fürder tönen:
Preis dem teuren Gotteslamme?
Frieden bringt es und Versöhnen,
Brenn' ihm, heil'ge Liebesflamme!

Das Dreifingerkraut

Man schrieb das Jahr 1622. Am Palmsonntag hatten sich die Prättigauer erfolgreich gegen die österreichischen Besetzer erhoben und sie aus dem Tal vertrieben.

Bereits im kommenden Sommer unternahmen die Österreicher aber erneut mehrere Raubzüge ins benachbarte Prättigau. Das Schlappinerjoch anerbote sich den Montafonern als bevorzugten Übergang bei derartigen Einfällen. Die Männer aus Klosters mussten in jenem Unglücksjahr unter der Anführung ihres Hauptmann Jeuch oft zu den Waffen greifen und die Eindringlinge vertreiben.

Wenige Wochen nach der siegreichen Schlacht des Palmsonntags stürmte ein Montafoner Räubertrupp über das Joch. Im Schlappinertobel gelang es den Prättigauern, die auf der Hut waren, der Bande den Weg abzuschneiden und sie einzukreisen. Die unerbetenen Gäste mussten nun mit zum Himmel erhobenen Schwörfingern heilig geloben, die Gefilde des Prättigaus nie wieder in frevelhafter Absicht zu betreten. Dann konnten sie ungeschoren heimwärts kehren. Bald darauf hingegen mussten sich die Klosterser abermals gegen einen Raubzug wehren, der über das Schlappinerjoch eingefallen war. Wieder konnten sie ihm den Weg abschneiden und im Tobel unterhalb des Dörfleins Schlappin einkreisen. Als sich unsere Talleute jedoch recht vertrauten Gesichtern gegenüber sahen, kannten sie kein Erbarmen mehr, obwohl jene schon wieder um Gnade flehend ihre Schwörfinger zum Himmel erhoben hatten. Mit den scharfen Schwertschneiden schlugen sie nun den Meineidigen rasend vor Wut kurzerhand die ausgestreckten Schwörfinger ab.

Seit jener Zeit heissen die Montafoner im Prättigau wegen den abgeschnittenen Fingern «d'Stumpa». Und eigentümlicherweise wächst seither am Ort des Geschehens auf dem «Schiiterbüdemji» ein dreiteiliges Silbergras, das «Drei-Finger-Chrut» — als ob die auf der Stelle Niedergemetzelten und in den Boden Verscharreten nie ganz zur Ruhe gekommen wären!

Der Geistergesang in der Alp Novai

Am späten Abend, mit der Gems beladen
Die ich erlegt, kehrt ich zur Nachtruh ein
Auf einer Alpe, die schon längst entladen
Der Herden war, und weilte so allein
In dieser Welt der wunderbaren Stille.
Den Zeitstand sucht ich in der Sterne Lauf
Und ringsum hoben aus der Nebelhülle
Der Täler ihre Silberhäupter auf
Die Bergesriesen, jene Landsgemeinde
Ergrauter Wächter die um Gott geschart
Dem Hirtenvolk in schützendem Vereine
Die Tugend hütet und die Freiheit wahrt.
An dieser Rundschau habe mich geweidet
Und lange in die Nacht hinaus gestarrt.
Ich sah erst nicht, dass seltsamlich gekleidet
In alte Tracht, ein Senne meiner harrt,
Der Väter einer, die dem Lamm vertrauet
Das sie geführet gegen Habsburgs Macht
Zum Freiheitskampfe und den Tag geschauet
Der unheilvollen Aquasana Schlacht.
Versunken schien er erst in tiefes Sinnen,
Dann rief er freudig in die Nacht hinaus:
«Wenn's allen recht ist wollen wir beginnen,
Die nicht mehr drückt des Erdstaub's banges Haus!»

Drauf hörte ich von vielen Stimmen schallen
In einem Wohllaut den ich nie geahnt
Ein Lied des Dankes dem der liebend allen
Aus Finsternis den Weg zum Licht gebahnt.
Den Heiland hört' ich von den Geistern preisen,
Des Blut die ew'ge Freiheit uns errang.
Von tiefer Wehmut wechselten die Weisen
Bis zu des Jubels vollem Siegesklang!
Und als ich drauf in lichten Duft zerrinnen
Den Alten sah, entfernte sich der Sang,
Doch lang noch scholl er dem entzückten Sinnen
Bis an den fernsten Firnen er verklang.

Im Bündelti

Bis vor wenigen Jahrzehnten stand das alte Bündelti-Schulhaus gegenüber dem jetzigen neuen Schulhaus, so ganz an die Bergwand angelehnt. Schon immer hatte es geheissen, dort gehe nicht alles mit rechten Dingen zu — es geiste. Warum, das wussten die alten Leute noch zu erzählen.

Während der Pestzeit in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts musste das Tanzen überall verboten werden. Auch in Klosters waren sämtliche Anlässe und Versammlungen untersagt, damit sich die schlimme Seuche nicht noch zusätzlich ausbreiten sollte.

Einigen jungen Burschen und Mädchen aus Klosters wurde das aber zu langweilig. Sie trafen sich und besprachen, wie sie es dennoch lustig haben könnten. Dabei kamen sie auf die Idee, in der Nacht das stille Schulhäuschen vor Monbiel aufzusuchen, dort würde sie niemand hören. Die Burschen besorgten das Trinken, und die Mädchen kümmerten sich um das Essen. Am Samstagabend verschwanden sie, von der Dunkelheit geschützt, ins abgeschiedene Schulhäuschen. Sie tanzten zu heiteren Geigenklängen, lachten und festeten fröhlich miteinander.

Das ging eine Weile gut so, dann aber wurden die nächtlichen Treffen aller Heimlichkeit zum Trotz bekannt. Die Tänze im Bündelti-Schulhaus kamen aus. Unter der Bevölkerung herrschte Missmut ob dem ungehaltenen Treiben der Jungen, und man hörte, denen wolle man es schon zeigen.

Es tat sich — auch heimlich — eine andere Gruppe zusammen, die sich ebenfalls für den Samstagabend im Schulhaus verabredete. Auch sie nahmen einen Geiger mit sich — aber nichts zu essen und zu trinken — und fanden sich ein wenig früher ein, um sich rechtzeitig vor dem Kommen der anderen im ersten Stock zu verstecken.

Bald hörten sie, wie man sich im untern Hausteil zu schaffen machte, und es ging nicht lange,

da waren Geigentöne zu vernehmen, und Tanzlärm kam ihnen vom Parterre her zu Ohren. Nun war die Zeit da, wo auch sie etwas unternehmen mussten!

Sie machten es ganz einfach den untern gleich und fingen an, sich in derselben Weise fröhlich zu rühren. — Sind die untern erschrocken! Der Geiger warf sein Instrument weit von sich, sie liessen überhaupt alles hinter sich zurück und flohen eiligst zu Fenstern und Türen hinaus — was gerade näher war.

Die hinterlistigen Spielverderber hingegen freuten sich aufrichtig. Sie wechselten das Stockwerk und taten sich zum Lohn für ihre Bemühungen an liegengelassenem Speis und Trank gütlich.

Von jenem Samstagabend an hat es mit den verbotenen Tänzen im Bündelti gebessert, aber seit eben dieser Zeit hiess es, dort stimme etwas nicht.

Ein älteres Fräulein, das von der hereingebrochenen Dunkelheit überrascht worden war, musste auch einmal diesen unheimlichen Ort zu Fuss passieren.

Ihr kam die Bündelti-Hexe gar zu Gesicht. Plötzlich hörte sie hinter dem Strassenzaun ein merkwürdiges Geräusch zum Rauschen der nahen Landquart hinzu. Und als sie hinschaute, erkannte das Fräulein die Hexe vornübergebeugt, wie sie parallel mit ihr des Weges kam. Aber sie ging nicht richtig, sie rutschte.

Das jagte dem älteren Fräulein ein schreckliches Grausen ein, sodass sie, so schnell sie die Beine trugen, Klosters zueilte.

Es versteht sich nun von selbst, warum der Aufenthalt im Bündelti-Schulhaus ausserhalb der Schulzeit möglichst vermieden wurde. Seit 1942 aber steht dem abgebrochenen alten Schulhäuschen ein neues gegenüber, von welchem man solche Dinge nicht mehr gehört hat.

Dr Gäischt in dr Tobelhütten

Vor driihundert Jahren hed di Pescht läid ghuused in ünschen Teelern. Ganzi Familia sind in churzer Ziit uusgestorben, und da und dört hed s irma Dorf mee leeri Hüüscher ghan as andari. D Obrikäit hed gatan, wa sch hed chönnen gäged die gruusig Chranket. Di Toten häind sofort angazäiged wärden müessen, und ma hed d Liicha nid lenger la liggen glaan, as dr Mesmer gabruucht hed, um mid schiim Schümmel von Huus z Huus z faaren und di Toten uufzladen. Varan Abdankig ischt käin Red mee gsin. Dr Mesmer, wuo nid grad dr fiinscht gsin ischt, hed vier oder füüf Toti in äis Loch gatröölt und unglöschta Chalch druuf gschuuftled. Drbii hed är ghörig a schiir Chachlapfiifa gazogen und tonderli Bränta (Rauchwolken) van schi gän. Är hed phaupted, das sii ds bescht Mittel gäged di Pescht. D Obrikäit hed druuf gluoged, dass niena viil Volch zämmen choon ischt wäged dr Aasteckig. D Vrgrebnischta und d Landsgmäind sind vrbotten gsin und natürlu au d Märcht und ds Tanzen. Säb ischt für di Jungen hellisch uschlückigs gsin. Nümma tanzen! Zeerscht häindsch schi schi ordali driin gschickt. Drnaa häind sch angfangen muulen und sägen, as nützi doch nüüd. D Lüüt stärbend notten wie Fleuga an dr Pescht. D Obrikäit hed aber nid bürri gatan. «Vrbott ischt Vrbott», hed s ghäissen, «und drbii bliibts». «Säb wee denn notten karioos,» häind di Jungen gsäid, und van duo an häindsch all Samschtig z Nacht as wuo arman Uusort Tanz ghan. D Mäitja häind Brot und tigas (getrocknetes) Fläisch gfergged und di Buoba dn Wiin.

Schi häind widrum amaal Tanz ghan in dr Tobelhütten, aran alten Hütten, wuo schon bin Jahren leer gstanden ischt. Di alten Wiiber häind phaupten wellen, as gäishti in der Hütten. Vor viilen Jahren häi äina us am Tobel schiin Liebschti, wuo an andaren gnunn häi, im Buochwaldji hindr dr Hütten erschlagen. Sitter müessi är dört gäischten. Für di Ledigen ischt das Gmach aber grad wie gmached gsin. Dört häind sch gwüsst, dass sch niemed stört, am wenigsthen dr Nachtwächter, wuo an erschräkalichi Angscht vor Gspenschtern ghan hed.

Bin däm Tanz is grad preziis zuoggangen wie birma rächten Tanz im «Rössli». Di Buoba häind as rots Nägali am Huot ghan und häind gjuuzt und gstampfed, dass gmadled (gedonnert) hed. D Mäitja häind glached und di Zöpf und d Juppa lan fleugen, dass an wahri Freud gsin ischt. Dr Klarinetischt, an Fürschlösser (einer aus der Gegend vor der Klus), hed bin däm Lärmen blaasen müessen, dass nan fascht zrsprengt hed. Wiil d Chilchenuur zwölfi gschlagen hed, häind d Mäitja in dr Zuoammara uufgatsched. Alli häind tonderli zuogriffen und Wiin gtruuchen bi Buuch. Drnaa häind sch gsungen und widrum gatanzed und an Lärmen gmached, dass ma sch bis in ds Dorf ab ghörd hätti, wenn di Pfänschter und di Palggenpritter nid zuo gsin weerend.

Uf äimal ischt dr Klarinetischt stuuhabläich worden und hed uufghörd spillen. Alli häind schi erstellt, und äina freeged nan: «Was hescht, Häiri? Ischt diär ätta schlächt?» D Mäitja häind schon gmäind, är häi di Pescht und häind flien wellen. Häiri schüttled dn Chopf, zäiged mit dm Finger gäged d Oberdilli und säid i schiim Fürschlösser-Dialekt: «Da doba tanzed s au.» Alli häind nan uusglached und gsäid, är häi gwüss z viil Wiin gtruuchen. Är hed aber stiif und fescht phaupted, är häi tanzen ghörd. Druuf schii schi reetig woorden, schi wellend zmitscht im neechschten Tanz uufhören und losen.

Uf as Zäichen hed är uufghörd spillen und schii tanzen. Alls ischt müeslistill gsin, und duo häind sch ghörd, dass s uf dr Chammara dopna au tanzed. Ünschen Ledigen is nümma um ds Lachen gsin. As wuo rüeft äina: «Dr Gäischt us dr Tobelhütten.» Mee hed s nümma gabruucht. Di Buoba häind di Pfänschter und di Palggenpritter offen grupft, und will käis mee gwaged hed dürr ds duuchel Vorhuus uus, sind Buoba und Mäitja dürr anandaren wie Schaf us arma Chromme (Verschlag) zun dn Pfänschtern uus. In der hellischen Düüchli und Vrnöti (Aufregung, Angst) häind sch nüüd gseen und sind wie Müschala (gespaltenes Schnittholz) di stotzig Halda ab gatrooted. As ischt as wahrs Wunder gsin, dass sch nid Hals

und Bän gabrochen häind. Jetz wetted ier gwüss wissen, wie s mid däm Tanz uf dr Dilli dopna gsin ischt! Das ischt asoo gsin. Partli Nuttli, an alta Lediga, hed van däm Tanz in dr Tobelhütten Wind überchoon und hed gadäicht: «Da gaischt du au.» Är hätti für ds Läben gäären gatanzed, hed schi aber gschaniert, in dn alten Tagen mid dn Jungen z Tanz z gan. Schi häind nan au di ganz Ziit nüüd as gaträtzt und gergared und Narrasache mid ma gatriben.

Bim induuchlen hed är schi uf dr Chammara in dr Tobelhütten vrsteckt und gwarded, bis dr Tanz anggangen ischt. Är hed nümma guot ghörd und drum di lengscht Ziit gwarded, bis är aanän hed müessen, dasch jetz tanzend. Druuf hed är die gstabaten Chnocha tonderli gwäiggd und natürlid nid gmerkt, wie sch dunna zmischt im Tanz uufghörd häind. Är ischt in dr Düüchli wiiter gschläärgged, bis är dn Grind arma Traamen (Balken) angeschlagen hed.

Wiil är nüüd mee ghörd hed und aanän hed müessen, schi sijend hain ggangen, hed är d Holtsche abgazogen und ischt liisli über d Stäga aab in dn undaren Stock. Dört fint är d Hütta leer. In dr Stuba sind di Pfänschter und di Palggenpritter speerangelwiit offen gsin. Aber käin Mensch ischt ummer gsin. Partli is asoo au rächt gsin. Är hed di Palggenpritter zuogatan und as bitzi in dr Stuban ummer gluoged. Zum Gfell hed noch as Ünschletliecht (Talglicht) an dr Oberdilli gabrunnen. Wiil är an Ggugg in di Zuochammara tuod, sa gseed är dört uf ma Tisch, wuo sch us dr Stuban iingrobed ghan häind, ganz Flärra tigas Fläisch und Brot und an Quartchanna volla Wiin. Partli hed schi nid lang lan nöten. Är hed schi an dn Tisch ghöggt, dn Hegel fürrher gnunn, Binda abgabätschged und Wiin gatruuchen drzuo bis äis und gnuog. Drnaa hed är schi uf ds Guutschi näbed dn Ofen gläid und gschlafen und gruzed (geschnarcht), bis dr Manaschiin widrum über Gatschiefer fürrher choon ischt.

Zu früh gelacht

Messmer Jörg war ein in fremden Kriegsdiensten verrohter Mensch. Er amtete in der schrecklichen Pestzeit 1629/30, da ein fürchterliches Sterben unsere Gegenden heimsuchte. Erbgüter wechselten oftmals in der gleichen Nacht mehrere Male den Besitzer.

An einem unheilvollen Tag führte Messmer Jörg den letzten Wagen voller von der grässlichen Seuche Dahingeraffter den Monbielerstutz hinunter.

Er selber war auch Monbieler. Das bedeutete, er war nun der letzte Überlebende seines Weilers. So wähnte er sich denn als Erben und Eigentümer des ganzen Dorfes Monbiel. Als ihm das unterwegs voll zum Bewusstsein gekommen war, tat Messmer Jörg vom Kutschbock einen wüsten Jauchzer und den Ausruf: «Jetzt ghörend alli Monbieler Huusschlüssel miar!»

Dies erschreckte sein Pferd dermassen, dass es scheute, sich wild aufbäumte und das ganze traurige Fuder in den Graben warf. Für Jörg selber aber fand sich statt dem begehrten Bündel Hausschlüssel eine spitz vorstehende Latte am Strassenzaun, welche ihn erbarmungslos aufspiesste.



Der Bergsturz in Monbiel

Sonntag, der 6. Juni des Jahres 1770 war für Klosters ein schwarzer Tag. Da rutschte wegen unsinniger Abholzung, wodurch dem Boden der Halt genommen wurde, nach mehreren Regentagen ein Teil des oberhalb Monbiel gelegenen Waldgrundes ab. Vom Schutt zugedeckt wurden 11 Häuser, in denen 13 Haushaltungen untergebracht waren, sowie viele Ställe und Speicher bis unter die Landstrasse. Von diesen 13 Haushaltungen sind 40 Personen dadurch verschont worden, weil sie nach dem Platz zur Predigt gegangen und noch nicht zurückgekehrt waren.

Mit grosser Mühe und Mithilfe von Nachbarn wurde der Schutt Tag und Nacht durchgraben. Die 19 Personen, die erdrückt worden oder erstickt waren, wurden alle gleichentags am Platz in ein grosses Grab gelegt — «und es war ein trauriges Begräbnis».

Ein Mann, welcher wegen dem Schutt, der sein Häuslein ganz eingemauert hatte, dem grässlichen Gefängnis weder durch Tür noch durch Fenster entfliehen konnte, kletterte in den Kamin und machte sich oben Luft. Dann grub er sich weiter durch den weichen, aber zähen Schutt und Schlamm und arbeitete sich im Verlauf längerer Zeit mühsam aber sicher aus seinem Grab heraus.

Die meisten der verschütteten Häuser gehörten dem bekannten Patrioten Hans Jeuch, der sich an eben diesem Unglückstag in Klosters hatte vermählen lassen. Ursprünglich war sogar vorgesehen, die 80 Gäste in einem seiner Häuser in Monbiel zu bewirten. Wegen eines kleinen Umstandes wurde das Fest verschoben und dadurch verhütet, dass nicht auch noch das Freudenmahl zum Totenmahl wurde. Das Festessen wurde erst am Donnerstag, den 17. Juni abgehalten, «aber man war nicht fröhlich dabei. Es hat der Herr Jeuch 20 Dublonen in die Schüssel gelegt für die Armen, welche um Habe und Wohnung gekommen waren, und die reichen Verwandten haben auch viel gegeben, und es hat ihre Miltigkeit hernach viel Segen gebracht».

Von den letzten Bären

Bis gegen das Ende des letzten Jahrhunderts hausten noch die Bären in unseren Wäldern und Bergen. Vor allem die Herden waren nicht sicher vor den pelzigen Kerlen. Auf Vereina wies ein schwarzes «Chüeli» im Herbst ganze Striemen am Kopf über die Stirn hinab auf. Auf Garfiun wurde in der Nacht ein Rind beim «Türli» von einem Bär geschlagen, sodass es den Serneusern verging, ihr Galtvieh auf der Alp Pardenn nachzusömmern. Und jeder war froh, wenn er keinen Bären zu Gesicht bekam.

Ein Hirt aus dem Dörfji wusste zu erzählen, dass eines Nachts auf dem Säss unter der Sennenhütte Sardasca ein fürchterliches Spektakel losging. Von diesem «Gesang» geweckt, gingen die Hirten nachschauen und mussten feststellen, dass «dr Schwiinschärmen» (der Schweinestall) leer war. Sie hörten gerade noch durch die Nacht, wie sich die Schweineschar gegen Verstancla davonmachte. Da sie in der Dunkelheit nichts mehr ausrichten konnten, haben sie sich nach dem nächtlichen Intermezzo wieder schlafen gelegt.

Am Morgen standen sie in aller Frühe wieder auf, um melken zu gehen. Nachher wollten sie gegen Verstancla hinein, wo sie die Ausreisser vermuteten. Die Hirten kamen noch nicht einmal dazu, sich aufzumachen, da sahen sie aus dem Morgennebel die ganze hübsche Reihe herausspazieren. Alle kamen und keines fehlte, aber sie schwenkten die Köpfe so hin und her, und ihre Augen blickten alle so merkwürdig bös und wild drein. Die Hirten haben dann angenommen, dass in der Nacht der Bär unter die Schweine gekommen war. Schweine aber können bös sein und wussten sich tapfer gegen Bären zu wehren. Wahrscheinlich haben sie ihm fast den Bauch aufgeschlitzt.

Im Jahre 1895 sollen zwei Jäger aus Davos am Scaletta noch Bären erlegt haben, und seither hat man in Klosters nie wieder etwas von Bären gehört.

Die gewölbte Brücke

Wer von Mezzaselva her durch die Walki dem Dorf Serneus zufährt, der passiert den reissenden Fluss der Landquart über eine grosszügig gewölbte Steinbrücke. In diesen Tagen hat die Brücke eine Renovation erfahren, steht sie doch als stiller Zeuge der Baukunst aus vergangenen Zeiten. Der Mittelstein auf der einen Seite gibt Initialen des Baumeisters und Alter des Werkes mit der Inschrift «BG 1860» zu erkennen, und derjenige auf der andern Seite zeigt die Widmung: «Der Nachwelt zur Erinnerung».

Über den gleichen Fluss führt ein Stück weiter talauf hingegen ein weniger imposantes Bauwerk zur bekannten Heilquelle von Bad Serneus. Es ist dies eine einfache, graue und angerostete Stahlkonstruktion unsres Jahrhunderts, das nicht mehr die Denkmäler von früher zu bieten hat. Die älteren Leute vermögen sich aber noch zu erinnern, dass dort einmal eine heimelig anmutende, gedeckte Holzbrücke stand, und sie wissen auch noch, warum das heute nicht mehr der Fall ist.

Die alte Badbrücke und die Dorfbrücke wurden damals etwa zur selben Zeit, jedoch von verschiedenen Ingenieuren entworfen und unter der Aegide von zwei Baumeistern erstellt. Die beiden Ingenieure kamen dann einmal miteinander ins Gespräch. Derjenige von der alten Badbrücke fragte denjenigen von der Dorfbrücke dabei ziemlich herablassend, warum er denn seine Brücke so hoch konstruiert habe? Worauf der Angesprochene schlagfertig entgegnete: «Dass diini under miinere us chan.»

Genau das war denn auch der Fall, als die Hochwasserkatastrophe vom 15. Juni 1910 im ganzen Prättigau verheerende Schäden anrichtete. Die gewölbte Steinbrücke hielt der Belastung stand, während die hölzerne Badbrücke mit Krachen und Tosen unter ihr hinweggeschwemmt wurde. Darum befindet sich nun dort die Stahlkonstruktion mit der Aufschrift «Erbaut 1911», und die Brücke zum Dorf Serneus bildet immer noch ein Denkmal aus dem Jahre 1860 der Nachwelt zur Erinnerung.

Das Wildmännli von Conters

Ein wildes Männli hütete mehrere Jahre lang die Heimkühe von Conters ohne dafür Lohn zu verlangen. Es kam aber nie ins Dorf. Jeden Morgen wurde das Vieh vor den Ort hinausgetrieben, wo es der wilde Küher in Empfang nahm und — wie es den Eindruck erweckte — ganz zu seinem Vergnügen hütete.

Mit der Zeit wollten sich die Conterser für seine geschätzten Dienste doch erkenntlich zeigen und schafften ihm eine komplette, schöne Kleidung an. Diese legten sie ihm an den Platz, wo er jeweils am Morgen die Kühe übernahm. Dem Wilden schien der neue Schmuck zu gefallen. Er probierte lang hin und her, bis ihm die ungewohnte Tracht tadellos sass und besah sich dann selbst mit offensichtlichem Wohlgefallen. Es schlich sich nun eine bis dahin unbekannte Empfindung in sein Herz: die Eitelkeit. Das Männchen sprang und tanzte eine zeitlang umher, man hörte es jubeln und singen. Dann warf es seinen Hirtenstecken weit von sich weg und sang immer noch tanzend:

«Was wett au so an Weideleman
meh mit den Chüena z'weidela gahn».

Sodann lief es lustig fort in den Wald und wurde nie wieder gesehen. Und die Kühe gaben seitdem nicht mehr so viel Milch.

Röteli, Röteli, faascht mi nid

Durch die Wildheit des Kleinen gereizt, hatten sich ein paar Burschen aus dem Dorf vorgenommen, ein Wildmännli einzufangen.

Nachdem etliche andere Bemühungen ohne Erfolg geblieben waren, lockten sie das wilde Männlein mit einem reichen Essen, mit Butter, Wein, Schnaps, Brot und Käse. Es gelüstete den Fänggen gar sehr, an der Mahlzeit teilzuhaben. Zögernd kam er herangetreten, betrachtete das einladende Glas und rief tänzelnd:

«Röteli, Röteli, faascht mi nid,
tuo nunn zünten wia da witt».

Er schnappte das Glas und leerte es in einem Zug. Dann warf er es im Zorn weg und lief taumelnd umher.

So kamen die Dorfburschen das Wildmännli einzufangen. Es wusste sich aber mit einer List zu wehren und versprach seinen Peinigern, es würde ihnen ein geheimes Sätzlein preisgeben, wenn sie es nur laufen liessen. Neugierig liessen sie es fahren. Der wendige Kleine nahm einen gewaltigen Satz neben die nächste Tanne hinauf und rief ihnen von oben herab zu:

«Bim hübschä Wätter nümm ds Mänteli mit,
bim laidä tuä wie d witt».

Nach diesen Worten verschwand er geschwind auf nimmer Wiedersehen in die höheren Gefilde des Prättigaus.

Die Holzfäller

Die Wildmännli-Sage von den ungefährlichen und den gefährlichen Holzfällern erfreut sich besonders unter den Waldarbeitern im ganzen Prättigau schöner Beliebtheit.

Ein Wildmännli hockte einmal auf einer Tanne. Da erschienen Männer und begannen auf der Stelle mit dem Sägen. Das Männlein beschaute sich die Angelegenheit eine zeitlang, und dann dachte es bei sich: Diese fürchte ich nichts, die fällen den Wald nicht.

Am nächsten Tag kamen auch zwei Männer, und das Fänggenmännchen beobachtete wiederum, wie die Arbeit im Wald anlief. Die beiden setzten sich jedoch zuerst auf einen Baumstrunk und rauchten gemächlich ihre Pfeife. Als sie damit fertig waren, feilten sie noch die Sägen, bevor sie ihr Tagwerk an die Hand nahmen. Da dachte der Kleine bei sich: Diese fürchte ich, die fällen den Wald, jetzt muss ich gehen.

Das Fänggenmannli Uezi

Auf Monbiel bei Klosters hütete ein Fänggenmannli jahrelang zuverlässig und treu die Heimkühe.

Es kam nie bis zu den Wohnungen der Viehbesitzer, sondern wartete bei einem grossen Stein oberhalb des Dörfchens an der alten Strasse und nahm dort seine Herde zur Hand.

Nun wollten ihm die Leute aus der Gegend ihre Dankbarkeit zeigen, wussten aber nicht recht wie. Einmal stellten sie ihm ein «Schöppli» vom besten Veltliner auf den Stein. Das Mannli kam auf den Stein zu, betrachtete die Gabe lange Zeit und besann sich ängstlich, ob es trinken solle. Endlich setzte es äusserst vorsichtig an. Der Wein mundete ihm sichtlich, und es trank das ganze «Schöppli» leer.

Ein ander Mal stellten sie ihm ein Paar nigelnagelneue Schuhe auf den Stein hinaus. Das Mannli schaute ganz verwundert drein und versuchte zuerst, die Schuhe über den Kopf anzuziehen. Nach und nach wurde es aber doch so pfiffig, dass es die Schuhe an die Füsse steckte. Als es dann gehen wollte, fiel es zunächst um und kugelte über und über. Mit der Zeit aber lernte es in den Schuhen zu gehen und verschwand augenblicklich für immer.

Dieses Mannli hiess «Uezi», und der Stein ausserhalb des Dörfleins Monbiel trägt jetzt noch den Namen «Uezistein».

Der Geissler

Unweit von Klosters hauste einst ein Fänggenmannli. Es hiess überall «der Geissler». Denn es hatte der Gemeinde schon länger als sich die Ältesten zurückerinnern konnten für einen geringen Lohn an Ziger und Käse die Geissen gehütet. Die Leute gaben ihm diesen kleinen Lohn noch so gern, weil die Ziegen alle Abende so voll und feisst heimkamen und so viel Milch gaben, dass am Ende des Jahres ganze Wagenladungen voll Käse verkauft werden konnten.

Am Morgen früh trieben ihm die Leute ihre Geissen bis zu einem grossen Felsblock an der alten Davoserstrasse, dem Geisslerstein. Dort erwartete das Männlein die Herde, schwang seinen Stecken und trieb sie weiter auf die Weide. Man wusste aber nicht wohin. Und am Abend, wenn die Sonne hinter den Bergen des Prättigaus untertauchte, fanden sich alle wieder mit strotzenden Eutern fröhlich meckernd beim erwähnten Stein ein.

Etwas aber mutete einen sonderbar an: Der Geissler pflegte wohl mit den Ziegen zu reden, sie verstanden ihn und folgten ihm aufs Wort — nur mit den Menschen sprach er nie ein einziges Wort. Stumm übernahm er morgens die Tiere, stumm lieferte er sie abends wieder ab, stumm kam er jeden Herbst am Zahltag zum Steinblock und nahm Käse und Ziger entgegen, die man ihm ebenfalls stumm hinlegen musste.

Dieses ewige Schweigen verdross die Leute mit der Zeit. Da beschlossen vorwitzige Burschen, ihn einzufangen und zum Reden zu bringen. Sie versteckten sich eines Abends beim Geisslerstein und sprangen, als er nahe genug war, miteinander auf ihn los. Aber das Männlein warf mit wenigen starken Stössen den einen da hin und den andern dort hin. Als sie alle am Boden lagen und stöhnend und schimpfend aufstanden, eilte der Kleine wie der Wind dem nahen Wald zu, ohne dass er ein Wort gesagt hätte.

Am andern Tag trieben die Leute ihre Ziegen wieder zum Stein.

Der Geissler war nicht da. Sie warteten und warteten, der Geissler kam nicht. Da machten sie aus, dass nun diejenigen die Geissen zu hüten hätten, welche ihm Gewalt angetan haben. So wurde es denn auch gehandhabt. Aber, o je, die Ziegen brachten nicht mehr halb so viel Milch heim. Und nach einer Weile beschlossen die älteren Bauern, man müsse den Geissler versöhnen und ihm Käse und Ziger als Schmerzensgeld auf den Stein legen. Das war ein guter Rat. Das Fänggenmannli holte die Ziegen wieder wie sonst, und bald kamen die Tiere wieder wohlgeweidet und milchreich nach Hause. Nur mussten die Bauern von nun an dem Geissler stets die doppelte Anzahl Käse und Ziger als Lohn auf den Stein legen.

Aber jene Burschen wollten es trotzdem nicht aufgeben, das Männlein zum Sprechen zu bringen. Weil sie nun aber wussten, wie stark und flink es war, versuchten sie es diesmal mit einer List. Es hatte nämlich die Gewohnheit, am Abend aus dem kleinen Brünnelein zu trinken, das dem Stein am nächsten war. Hinter dem Rücken der Dorfbewohner sammelten die Burschen heimlich manches Gläslein Kirsch und füllten das Brünnelein an einem heissen Sommertag damit.

Als nun der Geissler wie gewöhnlich trinken kam, schöpfte er mit der hohlen Hand. Befremdet durch den neuen Geschmack des Wassers, trank er zunächst nicht so kräftig wie sonst, sondern versuchte es mit einigen kleinen Schlücken. Bald behagte ihm der Kirsch, denn jetzt bückte er sich über das Brünnelein und trank in vollen Zügen. Berauscht taumelte er umher und fiel ohnmächtig zu Boden.

Da sprangen die Burschen aus ihrem Versteck hervor, banden ihn mit Seilen und schleppten ihn ins Dorf hinein in eine leere Kammer. Die Tür verschlossen sie fest und standen als Wachen davor. Sie wollten bis zum Morgen warten, wenn der Geissler seinen Rausch ausgeschlafen hätte. Aber um Mitternacht hörte man aus der Kammer plötzlich ein solches Gepolter, dass das ganze Haus erzitterte. Mit einem Mal ging der Kreuzstock in Trümmer, heraus stürzte

der Geissler, und schon war er ausserhalb des Dorfes. Man sah ihn — mehr fliegend als laufend — durch die Wiesen schnellen und im Wald verschwinden.

Als die Leute am andern Morgen ihre Ziegen austrieben, sass der Geissler nicht mehr auf dem Stein, und er ist auch nicht wieder gekommen. Kein noch so grosser Lohn an Käse und Ziger hat mehr geholfen. Seitdem mussten die Bauern einen eigenen Hirten halten und ihm beinahe mehr Geld bezahlen, als sie aus der Milch erhielten.

Der Wechselbalg

Bauern aus Klosters nahmen ihr kürzlich geborenes Kind mit aufs Feld und legten es in den Schatten einer Tanne. Als die Mutter ihre Arbeit beendet hatte, ging sie nach dem Kind schauen. Doch wie erschrak sie, als sie im Korb anstelle ihres herzigen Bübleins ein fremdes Kind mit spindelförmig verdrehtem Leib und einem dicken Krötenkopf erblickte! Die armen Eltern suchten überall nach dem rechten Kind, aber es war keine Spur mehr von ihm zu finden. Schweren Herzens nahmen sie das fremde Geschöpf nach Hause und pflegten es. Überall fragten sie nach Rat. Da sagte ein alter Mann, der mehr als andere konnte, zu dem Vater, er solle alle Eierschalen, soviel nur im Haus zu finden seien, vor das schlafende Kind auf den Herd legen und heimlich zuschauen, wie es sich benehme. Wenn es erwache, sollten sie hinzulaufen und es mit einer Rute schlagen und kein Erbarmen haben, wie sehr es auch schreie. Auf diese Weise würden sie ihr Kind vielleicht wieder erhalten.

Die Mutter tat nach dem Rat des Alten, legte eine grosse Menge Eierschalen vor das auf dem Herd im Korb schlafende Kind und verbarg sich in einer Küchenecke. Wie nun das Kind erwachte und die Eierschalen erblickte, begann es zu reden und rief:

«Jetzt bin i sövel und sövel alt

und han di Boschga nünmal gsähn in Wis und Wald,

aber nie noch sövel Guckhäfeli uf einem Herd».

Als das Kind das sagte, rannte die Frau herbei und schlug es mit der Rute, so hart sie konnte. Da sprang auf einmal wie von einem Windstoss die Haustür auf, und eine Fänggin stürzte mit einem schönen wohlgewachsenen Kind auf den Armen herein, legte es auf den Herd, ergriff das garstige Kind und rief: «Se, nümm diis Chind und i nümm miis, du unbarmherzigs Mütterli!», lief auf und davon, und fort war sie — hast du nicht gesehen!



Der Hausbutz Stutzli

Wer bei den letzten Häusern ausgangs Klosters nicht den Weg nach Davos einschlägt, sondern nach links abzweigt, der erreicht über eine steile Strasse die höher gelegene Siedlung Selfranga.

Dort zeigte einst ein Hausbutz noch ganz das gutmütige und zutrauliche Wesen eines Hausgeistes. Er nahm in der Familie seinen festen Platz ein, wurde mit dem Namen «Stutzli» bedacht, und sein Lieblingsplätzchen war die behagliche Ofenbank.

Da kam in dem Haus, wo «Stutzli» weilte, ein «Poppi» zur Welt. Und siehe da, wenn man das Kindlein in der Wiege an die Ofenbank stellte, übernahm es der Hausbutz, das Kleine die längste Zeit zu wiegen. Das Kindlein war zufrieden dabei und verhielt sich schön still. Man gewann den «Stutzli» auf diese Weise natürlich gern in dem Haus, und ganz Selfranga wusste nur Gutes über ihn zu erzählen.

Nach und nach verschwand aber der gute Hausgeist. Er wurde nämlich durch das Wiegen des unschuldigen Kindleins erlöst.

Ein unbequemer Hausgast

Im Dörfji zu Klosters besass ein Mann ein Haus, in welchem er einen ganz kuriosen und höchst unbequemen Gast beherbergte. Mit nichts konnte er ihn entfernen. Obendrein war er noch so unverschämt, für seine Bemühungen als Plaggeist jeden Abend eine Schüssel Milch zu verlangen.

Da gab ein Montafoner dem geplagten Hausbesitzer den Rat, das ganze Haus «abzuzimmern» und an einem andern Ort wieder aufzubauen. Diesen Rat befolgte der Dörfjer. Er hatte das Holzhaus bereits «abgezimmert» bis auf den Grund, da entstieg dem abgedeckten Kellerraum ein sonderbarer Knirps, ein kleines zorniges Männlein. Das war der Hausgeist, ein Kellerbutz. Er erhob sich wie ein Streithahn und drohte dem Mann, es gehe ihm schlecht, wenn er ihn nicht auch ins neue Haus mitnehme. Denn sein Urehni sei schuld daran, dass er ins Haus gekommen sei, und er wolle nun auch bei ihm bleiben. Der Mann fürchtete die drohenden Gebärden des trotzigen Kleinen und liess ihn in einer Wanne im Keller des neuen Hauses einziehen.

Auch im neuen Haus fühlte sich der Butz bald heimisch. Er hatte seine guten und seine schlechten Tage. An den guten Tagen verlangte er zwar auch wie gewohnt seine Milch, tat aber den Hausbewohnern nichts zuleid, vielmehr hörte man ihn im Keller singen. An den schlechten Tagen aber kam er oft in den Gang geschlichen, prügelte mit einem Stecken alles was ihm in den Weg kam und gab sonstigen Unfug zum Besten. Zu vertreiben war er nicht. Wagte man einmal so etwas, dann rächte er sich dadurch, dass er im Haus «pösselte» oder im Stall Unheil anrichtete.

Auch wenn seine Plagerei lästig war, geriet sonst dem Hausherrn alles, denn der böse Kleine war zugleich auch Schutzgeist über dessen Eigentum. Und so wurde der Butz wohl oder übel im Haus gelitten. Nach Jahr und Tag starb der Besitzer des Hauses, und von dieser Zeit an war auch der Geist verschwunden.

Der launige Alpbutz

Ein ganz launiger Kerl von einem Alpbutz hauste auf dem Inner-Säss im Schlappinertal. Auf dieser Alp hatte einmal der Grosshirt am Herbst bei der Alpentladung absichtlich ein Rind zurückgelassen. Am andern Tag schickte er seinen Kleinhirten auf die Alp, um das anscheinend vergessene Tier zu holen. Denn der Grosshirt mochte den Kleinen nicht leiden, und da dachte er sich, wenn der kleine Nichtsnutz allein hinaufkommt, wird ihn der Alpbutz schon in Empfang nehmen.

Der Kleinhirt nahm also auf Geheiss seines Meisters den Weg unter die Füsse und kam zur Alphütte, wo er im Stafel das Rind behaglich wiederkauend vorfand. Er setzte sich im Stafel zur Rast, packte seinen Sack aus und begann zu «marenden» (mittagessen). Nach einer Weile kam der Alpbutz herein und kauerte sich wortlos und untätig neben dem schmausenden Kleinhirten auf den Boden nieder. Der Kleinhirt bot dem Butz auch von seinem «Marende» an, und der griff wacker zu.

Beim Abschied überreichte der Butz dem Hirten zum Dank ein zierliches «Schelmapfiifli». Als dann das Hirtlein am Abend mit dem Rind und dem «Schelmapfiifli» nach Hause kam, schaute der Grosshirt ganz verwundert drein — umsomehr als er die schönen Töne des «Pfiifli» vernahm. Er dachte: Der Butz muss doch nicht so arg sein, und ein solches «Pfiifli» möchte ich auch haben. Er liess es sich zeigen und probierte es aus. O, wie schön konnte er mit dem musizieren, so laut, dass es von den Bergen widerhallte — und so leise und mild, dass er es selbst kaum hörte!

So eins muss dir der Butz auch geben, ob er will oder nicht, dachte er bei sich. Im gleichen Herbst kehrte auch er noch allein der Alp zu, aber vom habsüchtigen Grosshirten ist nichts mehr zurückgekommen.

Wettergeister

An einem «bräntigen» (nebligen) Herbstabend sass ein Klosterser Bauer im «Stubji» seiner Maiensässhütte in Schlappin. Während er sein Pfeifchen rauchte, hörte er plötzlich, wie sich jemand mit Holzschuhen der Hütte näherte. Er dachte, es werde der Nachbar Hans sein, der ein bisschen «z'Hengert» (zu Besuch) komme. Es griff auch noch auf die Klinke, aber niemand trat ein. Da stand der Bauer auf, öffnete die Tür und fragte: «Ischt aswär da?» Er erhielt keine Antwort und kehrte kopfschüttelnd in die Stube zurück. Kaum sass er wieder auf der Bank, da liessen sich draussen neuerdings die Tritte der «Holtschan» vernehmen, noch viel nachdrücklicher als vorher. Warum kam der denn nicht herein? Der Bauer stand nochmals auf, ging hinaus vor die Hüttentür und rief in den Nebel hinaus: «Säg, Hans, was hescht für Tempa (Schrullen)? Chumm doch inner!» Wieder keine Antwort und rings um nichts zu sehen. Jetzt lief dem Alten aber ein Grausen den Rücken herauf. Er machte, dass er in die Stube hineinkam und dachte: «Morä bruch i denn nüt z'hüaten». Richtig, am Morgen lag ein «Chlapf» Schnee auf der Weide. Der Wettergeist hatte sich also nicht umsonst abends zuvor gemeldet.

Ebenso ist der wilde Küher ein Wetterverkünder. Wenn die Hirten droben in den Wäldern und Flühen seinen Ruf hören, der an das Heulen des Föhns erinnert, dann wissen sie: Jetzt schlägts um.

Ein Hirtenbub auf Saaser Alp hat oft erzählt, wie er einmal in der Nacht durch einen ungewohnten Lärm aufwachte. Von weither hörte er nämlich Schellen und Plümpen, auch lautes Hojen, das Muhen von Kühen und Peitschenknall, als ob man mit einer grossen Viehhabe vorbeifahre. Der Bub durfte sich nicht von seinem Lager regen, bis alles vorübergezogen war und es draussen wieder still wurde. Am Tag drauf war die Alp ausgeschnit.

Der Geist in Pardenn

Das «Rucken» des Viehs beobachtet man besonders auf der Alp Pardenn.

Wenn das Vieh schön ruhig am Weiden ist oder die Sennen eben mit Melken beschäftigt sind, lässt sich bald nah bald fern ein eigenartiges Schreien und Rufen vernehmen.

Davon gerät das Vieh in Unruhe, bis es wütend durcheinander rennt und mitunter die herbeieilenden Hirten arg zurichtet.

Wenn ein Senn beim «Rucken» des Viehs gerade beim Melken ist, tut er am besten, Eimer und Milch im Stich zu lassen und möglichst schnell das Weite zu suchen.

Nach einer Weile wird dann das Vieh von selber wieder ruhig.



Schicksal eines Rindes

Ein Mann hatte in der Alp Vereina ein Rind verloren, fand es aber bald wieder. Mittlerweile war es jedoch Nacht geworden, und er suchte für sich und sein Rind in einer Hütte Unterkunft.

Kaum hatte er eine Weile geschlafen, wurde er durch ein Geräusch geweckt. Er erkannte zwei Männer, die das Rind schlachteten ohne den Besitzer zu fragen. Dann machten sie ein Feuer an, um einen Teil des Rindes am Spiess zu rösten.

Die zwei Unbekannten rösteten und assen, bis sie fast das ganze Rind aufgezehrt hatten. Nur ein kleines Stück vom Rind bot einer dem Klosterser hin. Der nahm und ass es. Als sie mit der Mahlzeit fertig waren, nahmen sie die Knochen und wickelten sie in die Haut ein mit den Worten: «Steh auf und sei, was du gewesen bist, aber in einem Jahr sollst du kommen und auf der gewölbten Brücke in dieser Alp den Tod finden». Das Rind stand wieder auf und war wie vorher — es fehlte ihm nur das kleine Stücklein Fleisch, das er, der Klosterser, selber gegessen hatte.

Im folgenden Jahr kam das Rind wieder zur Alp, und es erging ihm wirklich so, wie es die zwei nächtlichen Besucher vorausgesagt hatten.

Der fremde Musiker

Eines Abends war eine fröhliche Gesellschaft in Klosters am Platz übermütig unterwegs. Nicht weit von der Kirche entfernt begegnete ihr ein sonderbar gekleideter Mann mit Geissfüßen, der auf einer Handorgel spielte. Obwohl sie sich alle vor dem Fremden fürchteten, gefiel ihnen seine Musik ausgezeichnet. Und so baten sie ihn, er möchte sie doch begleiten und ihnen «aufmachen» (musizieren).

Der Unbekannte führte sie nun in viele Häuser hinein. Alles war begeistert von seiner schönen Musik und überall ging es lustig zu und her. Zuletzt führte er sie vom Platz weg zu einem Dornbusch hin und gab ihnen vor, jetzt wolle auch er sie noch ein wenig zugast haben. Vor dem Dornbusch angekommen, stampfte er auf den Boden, dass es krachte, und im Nu war der Dornbusch verschwunden. Dafür fand sich die ganze Gesellschaft in einem grossen, wunderbaren Saal wieder, der jedoch nicht mit Türen versehen war.

Statt dass ihnen der fremde Musikant nun weiter aufgespielt und sie bewirtet hätte, jagte er sie mit einer riesigen, lebendigen Schlange in der Hand so lang im Saal umher, bis eines nach dem andern vor Schreck, Angst und Müdigkeit besinnungslos umfiel.

Am Morgen lagen sie alle übel zugerichtet und mit geschwollenen Köpfen an einem langen Strick aneinander angebunden um den Dornbusch herum.

Dür ds Chämi uf und nienä an

Eine junge Magd merkte eines Tages, dass ihre Herrin jeden Donnerstag- und Samstagabend auf geheimnisvolle Weise aus dem Haus verschwand und erst wieder am nächsten Morgen zurückkam. Die aufmerksam gewordene Magd hatte auch beobachtet, dass sich ihre Herrin vor dem Gehen immer zuletzt in der Küche aufhielt. Dem Ding wollte nun die Magd auf den Grund kommen. Sie versteckte sich eines Abends heimlich in der Küche. Es verstrich gar nicht allzuviel Zeit, da erschien die Bäuerin. Sie reichte nach einem kleinen Töpfchen aus dem Kasten, das eine Salbe enthielt. Die Herrin bestrich den Besenstiel mit der Salbe, setzte sich rittlings darauf und sagte: «Dür ds Chämi uf und nienä an». Dann fuhr sie durch den Kamin hinauf wie der Blitz in die blaue Luft und verschwand.

Das gefiel der Magd nicht schlecht. Sie verliess ihr Versteck und griff ebenfalls nach einem Besenstiel. Diesen bestrich sie mit der gleichen Salbe wie es ihre Herrin getan hatte, setzte sich auch darauf und sagte übermütig: «Dür ds Chämi uf und überall an». Da fuhr auch sie schnell durch den Kamin hinauf — aber sie schlug Kopf, Füsse und Arme überall an. Sie wurde über alle Zaunstecken geschleipft und durch alle Wasser gezogen. Endlich kam sie auf einer schönen, aber weit abgelegenen Waldwiese an, mehr tot als lebend. Diese Wiese aber zeigte sich hell erleuchtet, und es herrschte da reges Leben. Eine flotte Streichmusik spielte auf; es wurde eifrig getanzt und gelacht. Bald bemerkte die Herrin ihre Magd und besah sich deren Zustand. Sie verspürte Erbarmen mit ihr, nahm schnell ein heilsames Wasser hervor und wusch dem armen Neuling unter den Hexen die Wunden und Beulen ab. Bald war sie wieder gesund und munter, fühlte keinerlei Beschwerden mehr und tanzte fröhlich mit. Es waren da noch mehrere junge Burschen und Mädchen aus dem Dorf zugegen. Alle zusammen unterhielten sich bis am Morgen aufs Beste.

Von nun an gingen Herrin und Magd immer miteinander zu den heimlichen Tänzen auf die Waldwiese, nur dass fortan die Magd ihr Sprüchlein richtig auf sagte.

Die seltsamen Füchse

Ein Mann von Mezzaselva namens Xander (Alexander) Florin ging mit seinem Bruder nach der Alp Pardenn, um den Füchsen aufzupassen. Was die Jäger suchten, fanden sie auch. Eine grosse Menge Füchse war zugegen. Sie tanzten auf dem Pardenner Boden umher. Zwei zogen die Aufmerksamkeit der Brüder besonders auf sich. Der eine prügelte den andern heftig, biss und kratzte ihn, um ihn schliesslich mit einem Strick an einen Baumstumpfen zu binden. Auf einmal waren alle Füchse fort, nur der Angebundene blieb allein zurück. Die beiden Männer gingen zum Gefangenen hin, und Xander meinte zu seinem Bruder: «Wenn nun die andern alle fort sind, dann lassen wir den da auch laufen». Sie wollten den Fuchs losbinden, da fing er an, wie ein Mensch zu reden und sprach: «Haut den Strick ganz nahe am Stumpfen ab!» Xander machte das und sagte: «So lauf in Gottes Namen». Und wie geflogen war kein Fuchs mehr zu sehen. Die Jäger kehrten erfolglos nach Hause, und sie vergassen mit der Zeit diese sonderbare Geschichte.

Da reiste Xander einmal geschäftlich in die untere Schweiz. Und er kam in ein Dorf, wo alle Gasthäuser besetzt waren, da es zufälligerweise gerade Markttag war. Am Ende des Dorfes klopfte Xander noch bei einem Gasthaus an. Er trat unter die Haustür, und im Gespräch erkundigte sich die Wirtin, woher er sei. «Von Mezzaselva im Prättigau», erwiderte der Gefragte. Die Frau schaute ihn gross an und sagte dann: «Versorgt Euer Pferd im Stall, und kommt dann ins Haus herauf».

Xander tat, wie ihn die Wirtin geheissen. Die Frau trug auf, was Küche und Keller zu geben vermochten und forderte ihn auf: «Tut nur gerade, wie wenn Ihr zuhause wäret!» — Das wird mir eine saubere Rechnung geben, die ich meiner Lebtag lang nicht vergessen werde, dachte Xander. — Am Morgen wollte er fort. Die Wirtin aber liess ihn nicht ziehen und lächelte nur. Sie nötigte ihn immer noch zu bleiben, obwohl er seine Rechnung verlangte und absolut gehen wollte, damit er seinen Geschäften nachgehen könnte. Aber die Wirtin hielt ihn immer

wieder zurück. Dem Xander wurde es himmelerdenangst, und er fragte sich ernsthaft, was das noch geben sollte. So ging es drei Tage nacheinander.

Am vierten Morgen sagte die Wirtin: «Nun sind drei Tage vorbei, jetzt darf ich's sagen: ich war nämlich der Fuchs, den Ihr vor Jahren vom Baumstumpen in Pardenn befreit habt. Der Teufel hat mich geprügelt und gebissen, weil ich einmal am Tanz gefehlt habe. Dadurch, dass Ihr zu mir gesagt habt 'So lauf in Gottes Namen', habt Ihr mich von der bösen Gesellschaft und vom Teufelsbann erlöst. Aber Ihr musstet drei Tage und drei Nächte unter meinem Dach verbringen, bevor ich mich Euch zu erkennen geben durfte».

Für die Zeche nahm die Frau nichts an. Mehr noch! Xander musste ihr versprechen, jedesmal bei ihr einzukehren, sooft er in der Gegend zu tun habe.



Die verhexte Dame

Ein Bursche von Klosters war eines Morgens vor Tag auf dem Weg zur Alp. Da traf er unterwegs, auf dem Pardenner-Bödeli hinter Monbiel, einen Fuchs an einer Tanne angebunden. Der Bursche verspürte Mitleid mit dem armen Fuchs und befreite ihn aus der ungemütlichen Haft.

Nach Jahr und Tag zog dieser Bursche in niederländische Militärdienste. An einem Morgen wurde er in der grossen Stadt, in welcher er diente, in ein Herrschaftshaus gerufen. Dort führte man den Ahnungslosen in ein prachtvolles, reich möbliertes Zimmer und bewirtete ihn sehr zuvorkommend. Das alles geschah auf Anweisung einer hochgestellten Dame, die sich freundlich mit dem jungen Mann unterhielt und ihn fragte, ob er sie nicht kenne? Als er höflich verneinte, drang sie weiter in ihn ein, ob er sich noch an jenen Fuchs auf dem Pardenner-Boden erinnere? Der sei sie gewesen. Der böse Geist habe sie nämlich zu guter Letzt angebunden und ausgepeitscht, weil sie mit Verspätung zum Hexentanz erschienen sei. Durch ihn, den Burschen, sei sie aber aus der Gefangenschaft entlassen worden und der schlimmsten Strafe entgangen.

Nun wusste der junge Klosterser, warum er im Ausland so herzlich und gütig willkommen geheissen und bedient worden war.

Ganz ähnlich erging es einem Klosterser, der vorzeiten vierundzwanzig Jahre lang in Paris als Companie-Schneider diente.

Zu ihm kam einmal eine vornehme Frau aus der Stadt und fragte ihn, aus welchem Land er stamme? Auf seine Antwort, er sei ein Prättigauer, erwiderte die Dame, sie sei mit ihrer geheimen Kunst oft dort gewesen und fragte ihn, ob er das Pardenner-Bödeli kenne? Verdattert bejahte der Schneider, worauf ihm die Frau erklärte, an diesem Ort habe ihre Gesellschaft die Versammlungen abgehalten. Zu seinem Erstaunen nannte sie etliche

Prättigauerinnen, welche auch er kannte, beim Namen. Mit grosser Verwunderung nahm der Klosterser Companie-Schneider in Paris diese merkwürdigen Neuigkeiten aus seiner Heimat zur Kenntnis.

Die Elstern in Pardenn

Vor vielen Jahren hörte man in der Alp Pardenn während der Nacht oft die Kühe umherrennen. Am Morgen drauf bemerkten die Hirten jeweils beim Melken, dass besonders die zwei stärksten Kühe von weissem Schaum bedeckt waren und Eindrücke auf dem Rücken wie von einem aufgelegt gewesenen Sattel aufwiesen.

Jedes Mal, wenn das geschah, konnte man in der Abenddämmerung einige Elstern auf der Holderstaude bei der untern Hütte hocken sehen, die merkwürdige Gebärden machten. Das waren, wie sich herausstellte, Hexen in Elsterngestalt, welche sich den Kühen auf die Rücken setzten und sie die ganze Nacht durch die Alp jagten.

Nun kam einmal ein armer Mann in jene Alp, und die Alpknechte erzählten ihm die eigenartigen Vorfälle. Der Mann gab den Hirten den Rat, sie sollen, wenn sie die Elstern wieder sähen, ihre Stöcke nehmen und auf den Weg hinabeilen, der durch die Alp führt. Beim Heraufkommen des Viehs zum Melken sollen sie Stück für Stück tüchtig auf den Rücken klopfen. Den Kühen mache das nicht weh, wohl aber den Hexen, welche den Tieren unsichtbar auf den Rücken sässen.

Die Hirten nahmen sich den Rat zu Herzen und hielten es genauso. Von da an hatten sie und ihre Herde Ruhe.

Hexentanz im Riedloch

Zwei Klosterser kehrten einst vom Davoser Markt heimwärts. Schon lange war es dunkle Nacht, als sie in das Riedloch kamen, dort am Weg, der vom Schwarzsee herab in die Strasse einmündet. Aus einem Alphäuschen hörten sie Spiel und Tanz. Das gefiel den Burschen gut, und sie beschlossen mitzuhalten.

Die beiden traten in das Häuschen ein und machten nicht lange Umstände mit den Tänzerinnen, von denen sie aber auch nicht eine einzige kannten. Ebenso kam ihnen die Musik sehr schön, aber doch etwas «gspässig» vor. Nach einigen Tänzen trat der Musikant auf den einen Klosterser zu, drückte ihm eine Geige in die Hand und gab ihm zu verstehen, er solle nun spielen. Der Klosterser aber hatte im Leben noch nie eine Geige in den Händen gehabt und sagte, er verstehe das nicht. «Versuch's», sagte der Musikant. Und richtig, er konnte so schön spielen, dass er selber die hellste Freude an seiner so schnell und leicht angeeigneten Kunst empfand, welche er nun zuhause im «Abend-Hengerte» (Abendunterhaltung) so glänzend zeigen wollte.

«Aber», meinte nun der Musikant, «jedes von uns hat sich in das Gesellschaftsbuch einzutragen, und du wirst es auch tun» — ehe sich der Klosterser besinnen konnte, hatte er ihm mit einem silbernen Messerlein ein Strichlein in den Finger gemacht. Es blutete ein wenig, und der Musikant tunkte mit einer Feder den Blutstropfen auf. «Da schreib, es geht gleich wieder los», und so schrieb der Bursche halt seinen Namen in das Gesellschaftsbuch ein. Seinem Begleiter gefiel die ganze Angelegenheit und besonders die komische Buchführung des Musikanten nicht mehr. Stillschweigend machte er sich auf und davon, heimwärts. Derjenige, welcher sich eingeschrieben hatte, hielt sich bis nach Mitternacht beim Tanz auf. Als ihm der Geiger sein Instrument als Geschenk mitgab, zog auch er Klosters zu. Am Morgen wollte er schon bei Tagesanbruch auf der wunderbaren Geige spielen, griff nach ihr — und zog stattdessen einen Katzenschwanz aus dem Rucksack! Mit dem Spielen war es

nun aus, aber er hatte sich ins Gesellschaftsbuch eingeschrieben und musste nun alle Tänze mitmachen, welche die Gesellschaft im Riedloch und anderswo abhielt. Wollte er das eine oder andere Mal nicht teilnehmen, dann plagte ihn der Böse so lange, bis er gerne wieder kam. Sein Kamerad, der sich damals vom Tanz entfernt hatte, blieb von der Quälerei durch den Satan verschont, nur dass er seit jenem Abend ein Zittern in den Knien sitzen hatte, das er nie mehr los wurde.

Dr Häxatanz im Riedloch

As ischt amaal an Purscht gsin. Där ischt ira duuchla Samschtig Nacht spaat vam Hengert us ma Nachbardorf häin choon. Uf am Wäg hed s nan gatroffen, dür an duuchla Wald z gaan. D Lüüt wennd gar phaupten, as gäishti in däm Wald.

Wemma an Wiil gangen ischt, sa chund ma zur a Lüütari. As ischt anznän, dass vor alten Ziiten ünsch Vorfaara dört dn Wald gwerret häind, um an bitz Wäid für irrja Vee z brchoon. «Uf am Ried» häisst die Gäged. Dört hed s as par Hütta und Schärma. Im Langsi (Frühling) und im Herbscht tüend dört as par Püürlani majasässen. Sus is öd und leer uf am Ried. Grad wie gmached für ds Häxavolch. Derra häi s denn au dört, bsundersch im Herbscht, wenn niemed mee ummer ischt, wenn di Bränta (Nebel) ummerstüübt und d Függsch aafeend bällen. Wär nid herrt muoss, gäid um liwinteren ummer nümma uf ds Ried.

Ünscha Purscht ischt denn aber käin engschtliche gsin, und schiir hübschen Liebschti van dn Schwarzseeweralpen zum Tratz gäid är über ds Ried häin. An Düüchli ischt gsin an däm Abed as wie ira Chuo. Di Bränta hätta ma schniiden chönnen. Ais in ds andara ischt är under am Wäg gsin oder ischt über Escht und Gretza (Zweige) gstürchled. As hed nan bigott grad ummer gworfen wie as nass Chalb.

Jetz wie är entli us däm tonders Wald uusser chunnd uf ds Ried, was gseed är? Liecht in dn Schiiben van äira van dennen Hütten. Säb ischt ma denn notten karioos fürchoon, as Liecht um die Ziit ira Hütten uf am Ried, wuo die Puura schon lengschten gstellt ghan häind.

Liisli, liisli wie an Chatza ischt är uf die Hütta zuogstüüred, um an Ggugg dür ds Palggji z tuon. Hofali hed är ds Gsicht an das blind Glas vara Schiiba gatrückt, sa tuot s an Tätsch ob ma, dass är fascht van däm Tütschi (Holzklotz), wuo är druuf gazeebled hed, in di Guudla (Pfüetze) appergatrooled wee. Herrt ob schiim Chopf ischt an andara fürrher choon und hed angfangen reden. Duo merkt ünscha Purscht eerscht, dass s as Wiibavolch gsin ischt, wuo gredt hed. Dr Stimm naa hed s an Jungi siin müessen.

Schi säid ma, schi häijend da grad Tanz. Är söll inner choon. As sii doch läid und chalt dussna. Wie sch asoo fiin und früntli gredt und nan zur ma Tanzji iingladen hed, däicht üns Pürschtli: «Da laascht di nid lan nöten. Wär wäiss, wenn d widrum sa billig drzuo chuscht.»

Är ischt in der hellischen Düüchli im Vorrhuus dr Wand naagatapped wie an Blinda. Drbii hed är as parr Maal dn Grind tonderli angschlagen und hed schi hellisch glüsch z fluochen. Är hed s aber vrhebt. Wuo Wiibavolch ummer ischt, muoss ma albig an bitz fiiner tuon, as äim drum ischt.

Uf äimaal gäid di Tür, und är stäid in dr Stuba zmitscht irma Gvölch van Juppen. Asie äim wee ds Härz in d Hosa gchiid. Nun grad as bitzji gatötterled hed s ma auch, säb muoss ma schon sägen. Är ischt aber gar an cheeriga gsin, bsundersch um ds Wiibavolch um. As sind da mee hübscha as läida gsin, und är däicht: «Sii s wär s da well. As hübs Koor (Corps) is, und i bin käin Dräck ggruuna, dass i inner choon bin.»

Där hellisch Gglünggi! Säb muoss i sägen. Schiin Liebschti, das zier Mäitji van dr Schwarzseeweralp, hed är libaramänt vrgässen wägen dennen tonders Täschen. Und drbii hed är käin bitz gwüsst, mid wäm är s z tuon ghan hed. As ischt doch as untrüüs, unzuovrleesigs Koor, das Mannavolch. Aini nümmt nan jetz bim Arm, asoo zart und fiin, dass ma grad wie Fүүr dür dn ganzen Liib uus ischt. Är söll doch sa guot siin und nan äis uufmachen. Drbii trückt sch ma an zieri Giiga in d Hand. Dr Purscht hed schi gwerret. Är häi schiir Läbtig noch käin Giiga in dr Hand ghan. Är chönni käin Ton spillen.

Säb sii preziis gglich. Är söll nun amaal prabieren. Gären oder ungären höggd är schi uf dn Musikantenbaach (Bank). Lieber hätti är mid der hübschen Schwarzen, wuo nan asoo warm angluoged hed, gatanzed. Där tonders Schliifer.

Är lüpft di Giiga under den Ggötsch (Kinn) wie dr Nüühüsler bim Tanz im «Rössli» und faart mit dem Bogen über d Säita. Ier hättend ghören sollen. Gatönt hed s bim tuusig wie ara

Bsatzig im «Rössli», dem Nüühüüsler zum Tratz, wuo schiir Läbtig nüüd anderscht gatan hed as an dn Tänzen uufmachen.

Aber wär sind die Wiibavölcher gsin? Säb wetted ier wüssen. As sind Häxa gsin. Van überaal sind sch choon, äini sagaar van Paris. Dm säben hed uns Pürschtli nüüd mee naagfreeged. Wiil är gmerkt hed, dass är spillen chann, hed är die Giiga nümma abgesetzt. D Häxa sind nümma z erschnuufen gchoon. Hofali häind schii schi uf di Beech (Bänke) ghöggt ghan, sa is widrum los gangen: Schottisch, Polka, Walser. Hoggen bliiben! Drvan ischt käin Red gsin, d Füess häind van sälber anfangen schi wäiggen, und astett ischt äini wie di ander irma Gsprüng und Gfleugg gsin, dass ma nun mee Juppa und Wada gseen hed. Asoo sind die Häxa uf ds Tanzen.

Uf äimaal ghörd ma zmitscht im Spill, as ischt as wahrs Wunder gsin, bin däm Lärmen, vam Dorf här d Chilchenuur schlaan. Zwölf Schleg hed s gatan. Mitternacht!

Uf Tätsch is duuchel worden in dr Stuben. Di Giiga hed nümma gatönt, är hed chrazen chönnen, sa viil as är hed wellen. Van dn Wiibavölchern hed ma nüüd mee ghörd. Jetz säid ma äini ganz liisli undr dr Stimm, schi sijend mächtig zfriden gsin mid im und zum Dank törfi är die Giiga phaalten. Druuf gäid di Tür. As ischt müüslitill gsin in dr Stuba.

«Jetz gaant sch», däicht ünscha Purscht, packt di Giiga in dn Ranzen, stäid uuf und tapped mit uusgspräizten Armen, dass är niena dn Chopf aaschleeji, dür di duuchel Stuba in ds Vorrhuus uus. D Chuchitür ischt offen gsin, und dür an Spalt im Tach ischt as bitzji Lüütari vam Manaschiin in d Chuchi apper choon. Was gseed är jetz? Äini na dr andaran van denen Taschen erwüschd an Bäsmentill, höggt schi druuf und faard wie an Flädermuus dür ds Chämi uf. Drzuo häind sch as was as Sprüchli gabrummled, wuo är nid vrstanden hed. Zletscht bliibt äin Bäsment zrug, ich nümme an, as sii dr Stallbäsment vam Puur gsin. Üns Pürschtli nid fuul, erwüschd dn Bäsment, höggt schi druuf und säid: «Ds Chämi uf und überall an.» Där

hellisch Ggalööri! As jedes Chind hätti erraten chönnen, dass ghäissen hätti: «Dür ds Chämi uf und nienä an.» As ischt ma ggangen, wie s ma ghörd hed. Uuf und uuf hed är an denen Chämistäinen di Tschüdala (Kopf) aanschlagen, dass är fürrher choon ischt, bigott wie an Chämifäger.

«Drfür han i an zieri Giiga» hed är schi gatröscht, wiil är mid dm Schnuuzneedli und Spuder dn gschuntnen Grind griben hed. Drnaa höggt är schi uf an Stäin. Dr Wunder hed ma käin Ruob glaan. Di Giiga hed fürrher müessen. Jetz säg aber au, was zücht är us däm Ranzen uusser. An hübscha ziera Fuggsaschwanz!

Das ischt denn notten über ds Boonalied. Was hed är ghan van der ganzen Nacht? An gschuntna Chopf, an Fuggsaschwanz und drzuo däichi ds Gspött van denen Häxen. Asoo läid und uwürsch schmäizt är dn Fuggsaschwanz in dn Wald iin, neschtled dn Ranzen zuo und schläärgged müed und zrschlagen dm Dorf zue. Was hescht anderscht erwarten wellen, du häxen Narr! So gäids s äim, wemma schi z teuf iilaad mid dm Wiibavolch, bsundersch wenn s Häxa sind.

Die schlechte Nachbarin

An einem herrlichen Sommerabend wanderten ein Doktor und ein Bauer aus der Aeuja von Davos-Laret nach Klosters-Aeuja. Unterwegs, im Riedloch, drang Musik an ihre Ohren. Sie gingen hin, um in Erfahrung zu bringen, was das sei, und erspähten auf der Lichtung einen Hexentanz. Nachdem sie, hinter einer Tanne verborgen, eine zeitlang zugesehen hatten, zogen sie vorwärts der Aeuja zu.

Dort angelangt, lud der Bauer den Doktor in sein Haus ein und fragte ihn, was er am liebsten essen möchte, fügte jedoch hinzu, er könnte ihm gerade zeitige Kirschen offerieren. Der Eingeladene erwiderte, solche hätte er am liebsten. Der Mann stieg hurtig auf den Baum vor seinem Haus und las einen «Kratten» (Henkelkorb) voll ab. Als er nun den Kratten im Haus auf den Tisch stellte und die Kirschen ausleerte, waren alle in «Chriesi-Stinker» (Baumwanzen) verwandelt, welche über den Tisch krochen und über Bauer und Doktor hinauf. Beide flüchteten vor das Haus und befreiten sich dort mit grosser Mühe vom Ungeziefer.

«Das chan nu d Nachbüri getan han, wa au im Riedloch uf am Häxatanz gsin ischt», lautete der Kommentar des Bauern.

Schnelle Fahrt von Holland nach Klosters

Ein junger Klosterser hatte sich zu Militärdiensten nach Holland anwerben lassen. Aber es wollte ihm im Ausland nicht so recht gefallen. Er konnte seine ferne Heimat, das traute Wiesental mit seinen sonnigen Höhen nicht vergessen. Und noch viel weniger wollte er sich ein bestimmtes Blümlein aus dem Sinn schlagen, das er zuhause zurücklassen musste, seine Liebste nämlich, welche er immer vor sich sah.

So sass er denn auch eines Abends in der dunkelsten Ecke eines Restaurants, missmutig und unzufrieden mit seinem Schicksal. Da trat die Wirtin, eine derbe Holländerin, auf ihn zu und klopfte ihm vertraulich auf die Achsel: «He, guter Freund, warum so traurig? Du möchtest wohl dein Schätzlein wieder mal sehen, nicht wahr? Es geht ihr gut. Noch vor wenigen Tagen habe ich vor ihrem heimeligen Häuschen auf der Laube, die du wohl kennst, ausgeruht». Der junge Mann schüttelte ungläubig den Kopf. Er konnte aus der Andeutung der Wirtin nicht klug werden. Sie fuhr fort: «Wenn dir dran liegt, deine Liebste wieder einmal zu sehen, dann kannst du heute Abend mit, aber von Angst darf nicht die Rede sein. Um neun Uhr wird abgereist, ich erwarte dich hier».

Der Soldat konnte sich zwar aus dem Gehörten nichts Rechtes zusammenreimen, überlegte aber: lebst ja immer noch und fressen wird die dich nicht. Er nahm Urlaub bis zum Morgen und fand sich pünktlich um neun ein. Die Hexe erwartete ihn in einen dunklen, faltenreichen Mantel gehüllt. Im düsteren Licht erkannte er, wie sie ein grosses, schwarzes Bocksfell auf dem Boden ausbreitete. Sie hiess ihn, auf dieses zu sitzen und schärfte ihm ein, nur ja keinen Laut von sich zu geben, was auch komme, und noch viel weniger seinem Schatz seine Anwesenheit zu verraten. Dann bestrich sie mit einem kleinen, zierlichen Stöcklein einige Male den Rand des Felles. Mit einem Ruck erhob sich das Bocksfell mit der Wirtin und dem Burschen. In rasender Eile ging es nun über Berg und Tal. Nach kurzer Fahrt erblickte der Bursche tief unten die Eiskuppe der Silvretta, das Pardenner-Bödeli, die Lus-Büelen, die

Mönch-Alp, lauter bekannte Orte. Im Tal, umringt vom schönsten Wiesengrund, lag sein Heimatdorf vom Mondschein hell beleuchtet. Langsam senkte sich das Fell, und ehe er sich's versah, sass er in der Laube vor dem Haus seiner Liebsten. Mit klopfendem Herzen schaute er in die Stube. Dort sah er die Mutter am Tisch sitzen. Sie hielt nach ihrer Art den mächtigen «Nasenspiegel» mit der linken Hand und mit der rechten schlug sie eben den Deckel der grossen Hausbibel auf. Sein Schatz befand sich an Mutters Seite und hielt verträumt den Strickstrumpf in der Hand. Sie dachte in diesem Augenblick sicher gerade an ihren Liebsten, ohne im entferntesten zu ahnen, wie nahe er ihr war.

Schon vergisst sich der Verliebte und will ihren schönen Namen rufen, da wird er von unsichtbarer Hand ergriffen und aufs Fell zurückgetragen. Noch ein Blick — und verschwunden sind Haus und Heimat. Wohlbehalten kam er am Morgen in der Kaserne wieder zu sich und konnte rechtzeitig seinen Zimmerrapport abgeben.

Der Jäger in Nöten

Ein Jäger von Klosters hatte die Gewohnheit, im Gespräch häufig den Ausspruch zu tun: «! dass dich di Häxa riiten!»

Einmal war er auf dem Fuchsstand. Da kam ein Fuchs auf Schussweite. Er schoss ihn. Gleich darauf kam ein zweiter, den er auch schoss. Der Jäger traute seinen Augen nicht, als ein dritter und ein vierter daherkam und die Sache ihren Lauf nahm, bis er kein Pulver mehr hatte, aber umsomehr Fühse. Nach Jägerart band er ihnen die Hinterfüsse zusammen und hängte sie an das Gewehr.

Auf dem Nachhauseweg schien es dem guten Jäger, dass die erlegten Tiere, die Fühse, immer schwerer und schwerer würden, und doch wollte er keinen zurücklassen. Als er sich seinem Haus näherte, sprang plötzlich einer mit den Worten «! dass dich di Häxa riiten!» vom Gewehr hinab und lief davon. Noch einmal traute der erschrockene Jäger seinen Augen nicht, denn so machten es alle Fühse hintereinander, immer den gleichen Ausspruch wiederholend, bis ihm der letzte auf den Buckel sprang und ihm mit demselben Ausruf tüchtig in die Ohren biss, hinabsprang und dann auch verschwand.

War das dem Jäger eine Lehre!



Ja, diä Chätzä!

As Purämännli hed as Abedsch bi schiiner Fäärliisuu gwachet, will sch Juced erwartet hed. Ds Tiar ischt rüabigs gsin, und di Chleinen sind äbn choon. Alls isch in dr Ornig gangen.

Dua springt uf einmal a schwarzi Chatza under ds offen Gadnfpänschterli. In däm Augenblick steid dia Fäärliisuu uuf und hed anfangen wüatn. Schi hätti d Fäärli gfrässn, Stuck um Stuck, wenn schi dr Pur nid gflöökt hätti. D Chatza ischt fort gsin. Aber dr Pur hed gädeicht, schi chommi denn schon noch ammal und hed än Bäsme us Fuulberiruatn gärüscht.

Und richtig isch d Chatza noch ammal under ds Palggji (Fensterladen) choon. Dua fahrt ara dr Pur mit däm gstareten Bäsme rees in ds Gsicht, dass sch an überluuta Schrei abgglan hed und ussne abkiit ischt. Dr Pur hed aso gügglet und hed noch gsehn, wia die Chatza awägg gäzwäärled (getorkelt) ischt. Uf am Antritt ischt ara dua noch eini entgäget choon und hed scha gfreeged: «Hescht ätta eis mid arem Fuulberibäsme überchoon?»

Am neechschtn Tag isch dua d Nachbüri Greta mid arama verbundnen Chopf und fūrrotrn Augen ummer gloffn. Schi het ds Gsicht volla Stüpf khan und niame wella sägn, was ara fehli. Dr Pur, wa dr Fäärliisuu gwachet hed, hets gwisst und au dm eintrn und andern ärzellt.

Die Hexe im verbrannten Rock

Wenn der Wanderer von Klosters-Platz herkommend den schönen Bergen Silvretta und Vereina entgegengeht, lenkt er seinen Schritt durch Monbiel, das hinterste Dörflein der weitläufigen Gemeinde Klosters. Er zieht an den von der Sonne braungebrannten Holzhäusern und Ställen der Walsersiedlung vorbei und mag bei sich denken, was diese wohl im Verlauf der Jahrhunderte erlebt haben.

Dort in Monbiel hatte eine Hausfrau eine Schar Hennen, die täglich Eier legten und ihr damit die grösste Freude bereiteten. Auf einmal aber fand die Bäuerin kein einziges Ei mehr bei den Hühnern, und doch mussten sie schön gelegt haben, weil man nämlich jeden Tag hörte, wie sie «gatzgeten». Die gute Frau ärgerte sich fürchterlich und ergriff dann einmal im bittersten Zorn eine Henne, die eben «gatzgete», und warf sie in den Ofen hinein.

Kaum hatte sie das getan, da stand «as Wiibli ira verbrännta Juppa» neben ihr in der Küche, das sich eiligst davonmachte. Das «Wiibli» war eine Hexe, und von der Zeit an haben die Hennen der Monbielerin nicht mehr «verlegt».

Das Totenvolk

In einem Haus in Klosters lebte ein alter, alleinstehender Mann.

Eines Nachts konnte er nicht schlafen und lag wach in seiner Kammer. Da vernahm er mit einemmal ein sonderbares Gesumme und Gemurmeln vor seinem Haus, als ob eine Versammlung stattfände. Der Alte stand auf, schlüpfte schnell in die Hosen und verfehlte vor lauter Pressieren das eine Hosenbein.

Als er in der «Gwundrigi» zum «Läuferli» hinauskuckte, sah er eine schwarze Schar gegen das Haus zukommen und am Haus vorbeiziehen. Dass der Letzte ihm glich und genau wie er nur das eine Bein in den Hosen hatte, fand er zwar merkwürdig, machte sich aber nichts draus. In diesem Zug erkannte er übrigens auch mehrere noch lebende Personen.

Drei Wochen darauf starb der alte Mann. Und diejenigen, welche er als noch Lebende im Zug gesehen hatte, folgten ihm alle im gleichen Jahr.

Da han i au ammal übernachtet

Ammal arem Abed ischt en Pur bim Chloschter spat hein. Wie er gäged schins Hüüschi choon ischt, gsiadr grad a lenga Zug dür ds Dorf apper choon. Er het dr Sach nid rächt gätrüwet und ischt gschwind in ds Hüüschi iin in ds Stubji. Dert hetr dür a Spalt im Palggnpritt (Fensterladen) uusgügglet. Er het khört, wia diä Lüt midänandern gäredt, gäbischmered (geflüstert) heind. As sind alti und jungi, grossi und chleini gsin. Di meischn het dr alt Hans im Hüüschi gkennt khan. Aber vilerä sind schoon lengschtn gstorbn gsin. Ganz zhindärischt ischt noch as Männdli choon, wa vor an par Jahren gstorbn ischt asa alta, gwüss ätta nüünzgjehrega old (oder) au no meh. Där het grad näbet Hans in arama altn Hüüschi ghuset khan.

Wia dua diä Lüt bi Hansen Hüüschi vrbi sind, seit där Aalta: «Da in däm altn Hüüschi han i au ammal übernachtet old vallicht an Tag und an Nacht ghuset.»

«So , so», deicht Hans, «nüünzg Jahr chommend däm vür wia an Tag und an Nacht! Där misst halt ünschi Ärdenzit an dr Ewikeit. Warum tün miar nisch denn au sövl sorgn und blagn, wenn meh as nüünzg Jahr nun an Tag und an Nacht sind?»

Ein Sausen wie von einem Bienenschwarm

Zwei Burschen aus Monbiel kamen eines Abends auf den Platz heraus zum «Hengert» (Abendunterhaltung).

Zwischen elf und zwölf Uhr begaben sie sich in der mondhellen Nacht wieder heimwärts. Der eine, weil er noch etwas zu verrichten hatte, machte sich nach der Brücke auf, um von dort aus übers Doggiloach nach Hause zu kehren. Der andere Bursche ging direkt vom Platz weg sonnenseits nach Monbiel hinein und kam auf diesem Weg unterhalb des Hauses «uf'm Büel» vorbei.

Nun sah derjenige, welcher den Weg durch das Doggiloach eingeschlagen hatte, wie seinem Kameraden eine Schar schwarzer Gestalten begegnete. Leicht erschreckt und in Sorge, es könnte seinem Dorfkollegen etwas zustossen, beobachtete er den merkwürdigen nächtlichen Vorfall, sah aber, wie sein Kamerad ganz ruhig und unbeirrt vorwärtsging.

Bei der Aeujer-Brücke trafen die beiden wieder zusammen, und er fragte den andern, was für Leute ihm unterhalb dem «Büel» begegnet seien. Der erwiderte: «Ich habe niemanden gesehen, wohl aber habe ich ein Sausen vernommen wie von einem Bienenschwarm und einen starken Luftzug gespürt».

«Dann bist du halt dem Nachtvolk begegnet», stellte der erstere fest.

Um Mitternacht in der Alp Novai

Wer im Spätherbst — nachdem das Vieh bereits wieder zu den Siedlungen getrieben wurde — in der leeren Alp Novai übernachtet, dem widerfährt möglicherweise ein merkwürdig ergreifendes Erlebnis.

In gewissen Nächten sieht man dort zu später Stunde einen Kerl mit einer Sennenlederkappe und heraufgestülpten Hemdsärmeln aus dem Käsekeller der Alphütte heraufkommen.

Der Mann zündet dann Feuer auf dem Herd an und schaut dabei grausam leid drein, bis es zwölf Uhr schlägt. Dann beginnt es sich draussen vor der Hütte zu regen und zu versammeln. Das ist das Totenvolk. Es singt dem Sennen ein Lied nach, das wie ein Psalm klingt, und zieht dann gemächlich in langer Reihe singend talab in eines der Dörfer im hinteren Prättigau, um vor Tagesanbruch einen «Neuen» (Todgeweihten) zu holen.

Beim Morgengrauen zerstiebt dann alles wieder, und es ist, als ob nichts gewesen wäre.

Wenn wir singen, dann kommen sie

Müde von der erfolgreichen Jagd und durch die Dunkelheit der Nacht überrascht, suchte ein Jäger mit seiner Gemse in der Hütte der Alp Ober-Novai Schutz von dem herannahenden, leichten Unwetter. Es war Spätherbst, und die Hirten waren mit ihren Herden schon längst von der Alp hinunter ins Tal gezogen.

In der leeren Hütte machte der Jäger ein wärmendes Feuer an, nahm von dem mitgenommenen Vorrat an Speis und Trank etwas Rechtes zu sich und legte sich dann auf der «Pritsche» schlafen, seinen Stutzer vorsorglicher Weise neben sich gelegt.

Er mochte eine gute Weile geschlafen haben, da hörte er, wie die Kellertür aufging und sah drei grosse Männer in Alpkleidern und mit «Bödenschuhen» (Holzschuhen) aus dem Keller heraufsteigen. Die drei zu später nächtlicher Stunde Erschienenen setzten sich auf Melkstühlen um das Feuer herum, stopften die Tabakspfeifen und zündeten sie an. «Wenn es allen brennt, dann gehen wir», sagte der erste. «Wenn die Pfeifen leer sind, dann singen wir», erwiderte der zweite. «Wenn wir singen, dann kommen sie», fügte der dritte hinzu. Nun brannte bei allen der Tabak. Sie nahmen drei Melkeimer und gingen vor die Hüttentür hinaus. Nach einer Weile waren ihre Pfeifen leer geworden, und sie sangen dreistimmig mit wehmütiger, kläglicher Stimme einen gutbekannten Psalm. Als sie eine zeitlang gesungen hatten, hörte der regungslos lauschende Jäger auch von weiterher den gleichen Psalm singen. Das Singen kam näher und näher, bis der Jäger unter dem Eindruck stand, es sei eine grosse Gesellschaft vor der Alphütte versammelt, welche immer und immer denselben Psalm sang. Es verstrich wieder eine gewisse Zeit, dann zog das Volk so um Mitternacht langsam weiter. Der Jäger hörte es immerzu singen, bis der letzte Ton in der Ferne verhallte.

Am Morgen fand der Gast in der Alphütte alles genauso vor, wie er es am Abend vorher angetroffen hatte. Alle Holzgeschirre lagen sauber und blank an Ort und Stelle. Nun wusste er aber, dass er den Gesang des Totenvolkes gehört hatte.

Di Zit ischt da, aber dr Man no nid

Ammal sind arem Wintermorged am par Purä vam Chloschter in d Alp iin an dn Häuzug. As ischt an leewa (lauer) Luft gangen, und ma het ganz guat gmerkt, dass ds Wätter umkhiän well. Wie diä Purä dua a Stuck dinna gsi sind, khörendsch am Bärg dobna rüafn: «Di Zit isch da, aber dr Man no nid!» Schi heint das gar nid vrstandn und heind änandern äso angluaget. Uf eimmal ischt eina hinder nän här choon, was gischt, was hescht. Er het gschwitzt wi as Buuross (Pflugpferd). «Wa witt du äso hin?» het dua eina van denän Puren gfreeget. «Beit (wart) em bitz, miar chommend au mit dr!» Dua seit discha zua nän: «I muass gschwindr gahn as iar, as pressiärt halt.»

«Ja nu, sa gang in Gotts Nammen!» seit dua eina. Und discha ischt fort, as obs brunni. Wie där a Stuck vürus gsin ischt und grad arama Laubänenzug vrbi ischt, hets dobna in dä Felsn angfanga chrachn, und d Laubana ischt apper choon und het dän Man chlafertäuf zuagädeckt. Jez heint di andären dua gwisst, warum dass in dä Felsn gärüaft hed: «Di Zit ischt da, aber dr Man no nid!»

Zurückbuchstabiert

Ein Klosterser war im Besitz eines geheimnisvollen Buches, mithilfe dessen er die schwarze Kunst beherrschte.

Als er einmal in der Kirche zur Predigt weilte, gerieten Buben an dieses Buch und lasen die Zauberformeln. Im Nu flogen Raben und Elstern daher, und bald war eine rechte Schar ums Haus herum versammelt. Sie krächzten fürchterlich.

Zur gleichen Zeit wurde es dem Mann während der Predigt ganz unheimlich zumut, und er eilte, Unheil ahnend, aus der Kirche fort nach Hause.

Er kam gerade noch rechtzeitig an, um ein grosses Unglück zu verhüten. Der Mann jagte die bösen Buben weg und las die verhängnisvollen Stellen im Buch, soweit die Knaben sie gelesen hatten, wieder rückwärts.

Da suchte auch das Unheil bringende Geflügel wieder das Weite.



Teuer bezahlte Mutprobe

Um die finstere Mitternachtsstunde brannte im Wirtshaus neben dem Klosterser Friedhof hinter dicken Vorhängen noch Licht, und in der verrauchten Stube hockten ein paar Männer in feuchtfröhlicher Runde beisammen. Es wurden Gruselgeschichten zum besten gegeben, man prahlte, und jeder versuchte den andern in der Schilderung erlebter und bestandener Mutproben zu übertreffen.

Da anerbote sich einer — der sich besonders rühmte, weder Tod noch Teufel zu fürchten und überhaupt ganz und gar furchtlos zu sein — als Beweis seiner Unerschrockenheit während des Mitternachtsschlages der nahen Kirchturmuhre den Friedhof aufzusuchen, dort ein Grabkreuz auszureissen und es als Erweis seiner Tapferkeit in die Wirtsstube mitzubringen. Währenddem die andern nicht recht glauben wollten, erhob er sich vom währschaften Holzstuhl, verliess die Gaststube und verschwand in der Dunkelheit der mondlosen Nacht in Richtung Friedhof. Kurz darauf erschien er tatsächlich mit einem eisernen Grabkreuz in den Händen wieder, an welchem noch schwarze Friedhoferde klebte. Die Runde befiel ein leichtes Grausen — den einen oder andern schauerte es richtig. Der Mutige trat abermals in die Nacht hinaus, um das Kreuz dem Grab wieder zurückzugeben.

In der Gaststube erwartete man bange seine Rückkehr. Die Zeit strich dahin, und die Turmuhr schlug halb eins. Ausser dem Summton einer Fliege war drinnen nichts mehr zu hören. Sie schauten sich an und gingen ebenfalls auf den Friedhof hinaus, als der Kamerad nach einer Stunde noch nicht zurückgekehrt war. Schaurig war der Anblick des Toten in der Nacht, der neben dem Grab lag. Die Kreuzspitze steckte im unteren, linken Mantelzipfel.

Der Unglückliche hatte sich, im Bestreben das Kreuz wieder in die Erde hineinzustossen, mit der Kreuzspitze im Mantel verfangen. Als er dann kräftig erdwärts drückte, verspürte er vom Grab her einen unwiderstehlichen, starken Zug an seiner Schulter — darüber war er dermassen erschrocken, dass er tot zu Boden fiel und die Mutprobe teuer bezahlte.

Der Weg in die Schwendi

Vom Dorf Serneus aus führt ein steiler Fussweg in die Schwendi. Er wird in verschiedenen Etappen über «Ruhbrunnen» auf die «Baschian-Böden» und die «Driella» bis zum Ziel gemeistert.

«Schwendi-Peter» besass dort oben eine Hütte und war diesen Pfad unzählige Male flink wie eine Gemse gelaufen. Doch mittlerweile war er alt geworden, und die Beine wollten ihn nicht mehr so schnell tragen. Mühsam pflegte er sich in die Höhe zu kämpfen. Daher stammen die kennzeichnenden Verse, welche sich den Serneusern fest eingeprägt haben, von ihm:

«Hier geht der Weg in Schwendi,
der geht wohl nie zu Ende.

Wer läuft wie ein Hund,
der geht's in einer Stund.

Ich aber als alter Mann
hab's zwei daran.»

Der entglittene Alpnutzen

Die Alp Gatschiefer wurde früher ertragreich genutzt und erfreute sich bei den Bauern und Hirten rechter Beliebtheit.

Es gab einmal ein Jahr, da war ein besonders grosser Nutzen an Butter, Käse und Ziger zu verzeichnen. Alles freute sich.

Im Herbst trug ein Mann den schönen Alpnutzen mit dem Holzräf schwer beladen zu Tal. Die Wegverhältnisse nahmen sich sehr schlecht aus, und so kam er nur langsam voran. Aller Vorsicht zum Trotz strauchelte er in einem steilen Rank. Er kam zu Fall, und der ganze schöne Nutzen kollerte emsig den Hang hinab und das Tobel hinunter, zerschlug sich an Bäumen und Steinen und rollte davon. Die Blicke des erschrockenen Mannes verfolgten, tiefstes Bedauern widerspiegelnd, den entschwindenden Sommerertrag, und den Lippen des Tragers entfuhr:
«Ziger, Herr Jesus,
und Chäs, du miin Gott,
und Schmalz, dass di dr Tüfel über Stock und Stein uusjaggt!»

Konf. Lage Trojen, 26. 3. 1997 (Zeit mit S. 115)

Die Schlüsselsau

As Abedsch ischt en Purscht vam Chloschter hein. Wiar über da Cholplatz gangen ischt, wa früajär Cholhüüffä gärochen heind und die schwarzen Cholbrenner gschaffet heind, ischt an ganz eigntümlehi Gsolt zua ma choon und mimma gangen. As isch as gross, schwarz Schwiin gsin, a Suu. Di sälba hed am Hals an Bund Schlüssel gätagn, wo ghörig klippäred heind. Schi hed mit däm Purscht durchuus as Gspreech afahn wellen. Är ischt aber nid grad än gspreechiga gsin und het mit dr Suu nüüd reda wellen. Är hed chum Antwort gän. Wia dua alls Redn nüüd gnützt hed, hed d Suu halba truurig und halba ergerli gseid: «Ja nu, wenn d nüüd witt, so lass as halt äbn sin! Wär nüüd will, het khan», und isch awägg gsin.

Dr Purscht hed über dia Sach nagädeicht, und am neechschtn Morged arem altn Man im Wald bim Holzrüschtn das Erläbnis ärzellt. Dr Alta het gseid: «Ja, meinscht du, ds Glück müass dr no nalaufn? Wenns dr uf am Wäg bägägned, so söttes äs deichi tuan.»

Dr Purscht wee drnaa dr Suu gäären noch ammal bägägned. Aber er hed scha mit keim Aug meh gsehn.



Quellenverzeichnis

	Seite		
Die Baretto-Balma	32	Die Sage um den Namen Albeina	58
Bündnerisches Volksblatt zur Belehrung und Unterhaltung. Nr. 14. 22. Juli 1832. S. 217—221. Coaz, J. in Jahrbuch des SAC. 3. Band 1865. S. 34.		Rüedi, Chr. in Bündner Kalender 1972. 131. Jg. S. 55—56.	
Silvretta und Vereina	36	Die tote Alp	62
Nach einer Erzählung von Hans Jegen-Kasper, Klosters Doggiloeh.		Grass, K. in Der Hausfreund oder Kalender für das Schweizervolk. Winterthur 1831. Vgl. auch Flugli, A. Volkssagen aus Graubünden. Chur 1843. S. 90—93.	
Die Fee Silvretta	37	Die begehrte Sennerin auf Totalp	65
Lingg, H. Dunkle Gewalten. Stuttgart 1872. S. 43—52.		Nach einer Erzählung von Hans Jegen-Kasper, Klosters Doggiloeh. Imhof, E. Luftkurort Klosters. Klosters 1893. S. 60.	
Silvretta, Canard und Sardasca	42	Casanna und Gauder	67
Rüedi, Chr. in Bündner Kalender 1979. 138. Jg. S. 92—94.		Rüedi, Chr. in Bündner Kalender 1970. 129. Jg. S. 76—78.	
Madrisa	45	Die Sage vom Steinmännli	73
Büchli, A. Sagen aus Graubünden. 1. Teil Aarau 1933. S. 153—155.		Rüedi, Chr. in Bündner Kalender 1977. 136. Jg. S. 101—102.	
Der unglückliche Schlangenbanner	48	Goldenes Wasser	76
Jecklin, D. Volkstümliches aus Graubünden. 3. Teil Chur 1878. S. 87—89.		Rüedi, Chr. in Bündner Kalender 1971. 130. Jg. S. 98—99.	
Schonet die Krone!	50	Die Buche und die Schlange	79
Englert-Faye, C. Alpen- und Sennengeschichten aus der Schweiz. Zürich 1941. S. 96—97.		Stahel, J. Das Schwefelbad Serneus. Klosters 1978. S. 16—17.	
Der Schlangenbanner in Schlappin	53	Duranna	81
Jecklin, D. Volkstümliches aus Graubünden. 2. Teil Chur 1876. S. 54—55.		Rüedi, Chr. in Bündner Kalender 1980. 139. Jg. S. 105—106.	
Tuà nid nu Milch trichà	54	Luzifer	84
Stahel, J. Zum Naturpfad. Klosters 1981. S. 59.		Büchli, A. Sagen aus Graubünden. 2. Teil Aarau 1935. S. 159.	
Die Schwarze Madrisa	55	Guler, P. Zur Heimatkunde des Prättigaus. Stäfa 1926. S. 7.	
Rüedi, Chr. Manuskript.			

Dr Tüfelstein Büchli, A. Sagen aus Graubünden. 2. Teil Aarau 1935. S. 159—161.	85	Hescht än ätta gsehn? Büchli, A. Mythologische Landeskunde von Graubünden. 1. Teil Aarau 1958. S. 253.	99
Dr schwarz Stiar Büchli, A. Mythologische Landeskunde von Graubünden. 1. Teil Aarau 1958. S. 250—251.	86	Goldadern im Gebirge der Casanna Jecklin, D. Volkstümliches aus Graubünden. 2. Teil Chur 1876. S. 56.	101
Die büssenden Sennen Jecklin, D. Volkstümliches aus Graubünden. 3. Teil Chur 1878. S. 127—128.	87	Ein helles Lichtlein Jecklin, D. Volkstümliches aus Graubünden. 2. Teil Chur 1876. S. 55—56.	102
Das Nebelmännlein Büchli, A. Sagen aus Graubünden. 2. Teil Aarau 1935. S. 6—7.	89	Der vornehme Venediger Neue Alpenpost 1877. Band VI Nr. 22. S. 256—257.	103
Der Rösslihap Büchli, A. Sagen aus Graubünden. 2. Teil Aarau 1935. S. 9—10.	90	Ds Goldbränneli Nach einer Erzählung von Hansjakob Rüedi, Serneus Mezzaselva.	105
Die nächtlichen Sennerinnen Jecklin, D. Volkstümliches aus Graubünden. 3. Teil Chur 1878. S. 128.	91	Geishirt Flury aus dem Gmür Jecklin, D. Volkstümliches aus Graubünden. 2. Teil Chur 1876. S. 58.	107
Dr Jäger uf Zrvretta Büchli, A. Sagen aus Graubünden. 2. Teil Aarau 1935. S. 227—231. Coaz, J. in Jahrbuch des SAC. 3. Band 1865. S. 36.	93	Die verschüttete Silbergrube Jecklin, D. Volkstümliches aus Graubünden. 2. Teil Chur 1876. S. 57—58.	108
Der Marchensetzer Jecklin, D. Volkstümliches aus Graubünden. 3. Teil Chur 1878. S. 121—122.	96	Dem Erezmännli wachen Nach einer Erzählung von Hansjakob Rüedi, Serneus Mezzaselva.	109
D Sunntigchind gsehnt meh as andari Büchli, A. Mythologische Landeskunde von Graubünden. 1. Teil Aarau 1958. S. 253.	97	Der Schatz in der Kirche zu Klosters Jecklin, D. Volkstümliches aus Graubünden. 3. Teil Chur 1878. S. 105.	111
Der unschuldige Geist Jecklin, D. Volkstümliches aus Graubünden. 3. Teil Chur 1878. S. 37—38.	98	Im alten Klosterkeller Jecklin, D. Volkstümliches aus Graubünden. 3. Teil Chur 1878. S. 102—104.	112

Choli, witt au Türgg?	115	Der Bergsturz in Monbiel	133
Veraguth-Risch, H. Manuskript.		Jecklin, D. Volkstümliches aus Graubünden. 3. Teil Chur 1878. S. 50—51.	
Martin Grass in der Fremde	116	Von den letzten Bären	134
Jecklin, D. Volkstümliches aus Graubünden. 3. Teil Chur 1878. S. 99—100.		Nach einer Erzählung von Peter Hew-Christ, Küblis.	
Der starke Grass	119	Die gewölbte Brücke	135
Veraguth-Risch, H. Manuskript.		Nach einer Erzählung von Joos Bernet-Cantieni, Serneus Dorf.	
Ritter Hans Jeuch	120	Das Wildmännli von Conters	136
Jecklin, D. Volkstümliches aus Graubünden. 3. Teil Chur 1878. S. 100—101.		Fient, G. Das Prättigau. Davos 1897. S. 142.	
Das weisse Lamm	121	Röteli, Röteli, faascht mi nid	137
Jecklin, D. Volkstümliches aus Graubünden. 3. Teil Chur 1878. S. 11—13.		Volksmund. Vgl. auch Plattner, H. Wildmännlispill. Chur 1947 und Imhof, E. Luftkurort Klosters. Klosters 1893. S. 63.	
Das Dreifingerkraut	123	Die Holzfäller	138
Nach einem Manuskript von Georg Florin-Werner, Serneus. Vgl. auch Hew, F. Klosterser Heimatbuch. 2. Aufl. Schiers 1965. S. 57—58.		Büchli, A. Mythologische Landeskunde von Graubünden. 1. Teil Aarau 1958. S. 220.	
Der Geistergesang in der Alp Novai	124	Das Fänggenmannli Uezi	139
Neue Bündner Zeitung 1861. Nr. 306. S. 1223.		Jecklin, D. Volkstümliches aus Graubünden. 1. Teil Zürich 1874. S. 25.	
Im Bündelti	126	Der Geissler	140
Nach einer Erzählung von Lisi Schreiber-Jecklin, Klosters Platz.		Englert-Faye, C. Vo chlyne Lüte. Zwergensagen, Feen- und Fänggengeschichten aus der Schweiz. St. Gallen 1937. S. 26—28.	
Dr Gäischt in dr Tobelhütten	128	Der Wechselbalg	143
Imesch, L. Was die Walser erzählen. Frauenfeld 1981. S. 168—170.		Englert-Faye, C. Vo chlyne Lüte. Zwergensagen, Feen- und Fänggengeschichten aus der Schweiz. St. Gallen 1937. S. 120—121.	
Zu früh gelacht	131	Der Hausbutz Stutzli	145
Hew, F. Klosterser Heimatbuch. 2. Aufl. Schiers 1965. S. 66.		Jecklin, D. Volkstümliches aus Graubünden. 1. Teil Zürich 1874. S. 45—46.	

Ein unbequemer Hausgast	146	Die Elstern in Pardenn	159
Jecklin, D. Volkstümliches aus Graubünden. 2. Teil Chur 1876. S. 131—132.		Jecklin, D. Volkstümliches aus Graubünden. 3. Teil Chur 1878. S. 156.	
Der launige Alpbutz	147	Hexentanz im Riedloch	160
Jecklin, D. Volkstümliches aus Graubünden. 1. Teil Zürich 1874. S. 46.		Jecklin, D. Volkstümliches aus Graubünden. 3. Teil Chur 1878. S. 153—155.	
Wettergeister	148	Dr Häxatanz im Riedloch	162
Büchli, A. Sagen aus Graubünden. 2. Teil Aarau 1935. S. 27—28.		Imesch, L. Was die Walser erzählen. Frauenfeld 1981. S. 173—176.	
Der Geist in Pardenn	149	Die schlechte Nachbarin	166
Jecklin, D. Volkstümliches aus Graubünden. 1. Teil Zürich 1874. S. 50.		Jecklin, D. Volkstümliches aus Graubünden. 3. Teil Chur 1878. S. 155.	
Schicksal eines Rindes	151	Schnelle Fahrt von Holland nach Klosters	167
Jecklin, D. Volkstümliches aus Graubünden. 3. Teil Chur 1878. S. 46. Vgl. auch Coaz, J. in Jahrbuch des SAC. 3. Band 1865. S. 34—36.		Jecklin, D. Volkstümliches aus Graubünden. 3. Teil Chur 1878. S. 169—171.	
Der fremde Musiker	152	Der Jäger in Nöten	169
Jecklin, D. Volkstümliches aus Graubünden. 3. Teil Chur 1878. S. 119.		Jecklin, D. Volkstümliches aus Graubünden. 1. Teil Zürich 1874. S. 57.	
Dür ds Chämi uf und nienä an	153	Ja, diä Chatzä!	171
Veraguth-Risch, H. Manuskript.		Büchli, A. Mythologische Landeskunde von Graubünden. 1. Teil Aarau 1958. S. 249.	
Die seltsamen Füchse	154	Die Hexe im verbrannten Rock	172
Jecklin, D. Volkstümliches aus Graubünden. 3. Teil Chur 1878. S. 156—158.		Jecklin, D. Volkstümliches aus Graubünden. 1. Teil Zürich 1874. S. 58.	
Die verhexte Dame	157	Das Totenvolk	173
Jecklin, D. Volkstümliches aus Graubünden. 1. Teil Zürich 1874. S. 57. Sererhard, N. Einfalte Delineation aller Gemeinden dreyer Pündten 1742. Chur (1872). 2. Aufl. 1944. S. 169.		Jecklin, D. Volkstümliches aus Graubünden. 3. Teil Chur 1878. S. 22.	
		Da han i au ammal übernachtet	174
		Büchli, A. Mythologische Landeskunde von Graubünden. 1. Teil Aarau 1958. S. 251—252.	

Ein Sausen wie von einem Bienenschwarm	175	Teuer bezahlte Mutprobe	181
Jecklin, D. Volkstümliches aus Graubünden. 3. Teil Chur 1878. S. 24.		Nach einem Manuskript von Georg Florin-Werner, Serneus Dorf.	
Um Mitternacht in der Alp Novai	176	Der Weg in die Schwendi	182
Jecklin, D. Volkstümliches aus Graubünden. 1. Teil Zürich 1874. S. 6.		Nach einer Erzählung von Joos Bernet-Cantieni, Serneus Dorf.	
Wenn wir singen, dann kommen sie	177	Der entglittene Alpnutzen	183
Jecklin, D. Volkstümliches aus Graubünden. 3. Teil Chur 1878. S. 24—25.		Nach einer Erzählung von Hans Jegen-Kasper, Klosters Doggiloch.	
Di Zit ischt da, aber dr Man no nid	178	Die Schlüsselsau	184
Büchli, A. Mythologische Landeskunde von Graubünden. 1. Teil Aarau 1958. S. 251.		Büchli, A. Mythologische Landeskunde von Graubünden. 1. Teil Aarau 1958. S. 250.	
Zurückbuchstabiert	179		
Jecklin, D. Volkstümliches aus Graubünden. 1. Teil Zürich 1874. S. 61.			

Literaturverzeichnis

- Bastian, A.
Der Völkergedanke im Aufbau einer Wissenschaft vom Menschen und seine Begründung auf ethnologische Sammlungen. Berlin 1881
- Bossard, R.
Zur Psychologischen Interpretation einiger Bündner Sagenmotive, in Bündner Monatsblatt. Chur 1952. Nr. 7/8
- Büchli, A.
Sagen aus Graubünden. 1. Teil Aarau 1933. 2. Teil Aarau 1935
Mythologische Landeskunde von Graubünden. 1. Teil Aarau 1958
- Burkhardt, H.
Zur Psychologie der Erlebnissage. Diss. Zürich 1951
- Coaz, J.
Das Silvrettagebirge, in Jahrbuch des SAC. 3. Band 1865
Der Geistergesang in der Alp Novai, in Neue Bündner Zeitung 1861. Nr. 306
Der vornehme Venediger,
in Neue Alpenpost 1877. Band VI Nr. 22
- Englert-Faye, C.
Vo chlyne Lüte. Zwergensagen, Feen- und Fänggengeschichten aus der Schweiz. St. Gallen 1937
Alpen- und Sennengeschichten aus der Schweiz. Zürich 1941
- Fient, G.
Das Prättigau. Davos 1897
- Flugi, A.
Volkssagen aus Graubünden. Chur 1843
- Grass, K.
Die tote Alp, in Der Hausfreund oder Kalender für das Schweizervolk. Winterthur 1831
- Grimm, J.
Deutsche Mythologie. 3 Bde. (4. Ausgabe Berlin 1875)
Nachdruck Darmstadt 1965
- Guler, P.
Zur Heimatkunde des Prättigaus. Stäfa 1926
- Hew, F.
Klosterson Heimatbuch. 2. Aufl. Schiers 1965
- Imesch, L.
Was die Walsen erzählen. Frauenfeld 1981
- Imhof, E.
Luftkurort Klosters. Klosters 1893
- Isler, G.
Die Sennenpuppe. Eine Untersuchung über die religiöse Funktion einiger Alpensagen. Basel 1971
- Jecklin, D.
Volkstümliches aus Graubünden. 1. Teil Zürich 1874. 2. Teil Chur 1876. 3. Teil Chur 1878
- Jung, C. G.
Der Mensch und seine Symbole. 3. Aufl. Sonderausgabe Olten 1979
- Kuoni, J.
Sagen des Kantons St. Gallen (St. Gallen 1903) Nachdruck Zürich 1979
- Lingg, H.
Dunkle Gewalten. Stuttgart 1872
- Luck, G.
Rätische Alpensagen. 2. Aufl. Chur 1935

- Müller, H.
Aus Davos und Umgebung. Basel 1875
- Plattner, H.
Wildmännispill. Chur 1947
Dr Gäischt in dr Tobelhütten, in Imesch, L. Was die Walser erzählen. Frauenfeld 1981
Dr Häxatanz im Riedloch, in Imesch, L. Was die Walser erzählen. Frauenfeld 1981
- Peuckert, W.-E.
Deutsches Volkstum in Märchen und Sage, Schwank und Rätsel. Berlin 1938
Sagen. Geburt und Antwort der mythischen Welt. — Europäische Sagen, Einführungsband. Berlin 1965
- Ranke, F.
Volkssagenforschung. Vorträge und Aufsätze. Breslau 1935
- Riedl, J. C.
Über Jägersagen, in Die Alpenwelt. St. Gallen 1890. Bd. III Nr. 12
- Rüedi, Chr.
Casanna und Gauder, in Bündner Kalender 1970. Das Goldbrünneli, in Bündner Kalender 1971. Die Sage um den Namen Albeina, in Bündner Kalender 1972. Die Sage vom Steinmännli am Casanna, in Bündner Kalender 1977. Die Sage um die Silvretta, in Bündner Kalender 1979. Die Alp Duranna, in Bündner Kalender 1980
- Sererhard, N.
Einfalte Delineation aller Gemeinden dreyer Pündten 1742. Chur (1872) 2. Aufl. 1944
- Stahel, J.
Das Schwefelbad Serneus. Klosters 1978
Zum Naturpfad. Klosters 1981
Über Bündnerische Volkssagen ein einleitendes Wort, in Bündnerisches Volksblatt zur Belehrung und Unterhaltung 1829. Nr. 15
Vareina und Selvretta oder Baretto und seine Töchter, in Bündnerisches Volksblatt zur Belehrung und Unterhaltung 1832. Nr. 14
Volkssagen über die wilden Menschen im Prättigau, in Bündnerisches Volksblatt zur Belehrung und Unterhaltung 1830. Nr. 23
- Weiss, R.
Volkskunde der Schweiz. 2. Aufl. Langenthal 1978

Stichwortverzeichnis

A

Adler 42, 44, 56
Aeuja 15, 86, 166, 175
Albeina 58 ff.
Alpbutz 26, 147
Alpina 59 ff.
Alpsegen 55, 69, 82
Anima 14, 29
Aguasana 124
Archetypus 12, 15
Au 175

B

Bär — Bärenfell 23, 63, 69, 134
Baretto, Alfonso di 32 ff., 36
Benediktiner 111
Berchta 15
Bergamo 68 ff.
Besen — Besenstiel 27, 153, 164, 171
Blüemlisalpsaga 14
Blut 28, 56, 120, 125, 160
Bocksfell, schwarzes 28, 167
Bosca (Boschga) 85, 143
Bücher 95, 98, 112, 160 f., 179
Bündelti 96, 126 f.
Büssende 16 ff., 87 ff., 115
Butze 24 ff., 91, 145 ff.

C

Canard 42 ff.
Casanna 13, 19 ff., 67 ff., 76 ff., 79, 101 ff.
Casolf, Christian 19, 108
Christliche Namen und Zeichen 15, 21 f., 44, 56 f., 63 f.,
69, 81 ff., 109, 121 f., 125, 154 f., 178, 181, 183
Conters 19, 24, 35, 82, 108 f., 136

D

Doggi — Doggiloch 15 f., 86, 175
Donar 13
Dörfji 26, 54, 85, 120, 134, 143, 146
Dornbusch 152
Drei höchste Namen 15, 56 f.
Dreizahl 21, 48, 50, 56 f., 77, 101, 107, 109, 112, 115, 120,
122, 123, 143, 155, 177
Drostobel (Goldbrünneli) 76 ff., 105, 107
Duranna 13, 81 ff.

E

Edelweiss 59 f., 69
Eginolf, der Ritter von Scharenn 14, 37 ff.
Eierschalen 143
Einsiedler 32 ff., 55
Elstern 28, 159, 179
Erz — Erezmännli — Erezsäss 19 ff., 109

F

Fänggen — Fängginnen 24 ff., 45 ff., 48 ff.
Feen 37 ff., 45 ff., 59 ff., 77 f., 81 ff.
Feldkirch 102
Feuer 17 f., 48, 50 f., 64, 70, 91, 93 f., 112, 151, 176, 177
Fideris 35, 81 ff.
Florin, Xander 154 f.
Flury 107
Fondei 67 ff., 81, 102
Formeln 50, 112, 153, 164 f., 179
Fremdvereina 35, 90
Friedhof 181
Füchse — Fuchsschwanz — Fuchsspuren 28, 34, 154 ff.,
165, 169

G

Garfiun 13, 84, 134
Gatschiefer 130, 183
Gauder 67 ff.
Geige 126 f., 160 ff.
Geissfüsse 27, 152
Geister und Gespenster 12, 22, 24 ff., 39, 79, 87 ff., 109,
111 ff., 124 ff., 145 ff., 173 ff.
Geistliche 112 ff.
Gethsemane-Motiv 21
Gewitter 13, 57, 58, 75, 79, 101
Glocken — Glockengeläut 13, 17, 25, 73, 85, 96, 113, 129,
164, 181

Gold 19 ff., 38, 44, 48, 51, 53, 73 f., 76 ff., 101 ff., 115
Gotschna 76 ff., 105
Gott(es Name) 15, 56 f., 63 f., 69, 81 ff., 109, 154 f., 178,
183
Grass, Martin 23, 116 ff.

H

Haare 15, 40, 47, 58, 64, 68, 108
Hagazussa 27
Handorgel 152
Hausbutz 25 f., 145 f.
Hexen — Hexenmeister 15, 19, 27 ff., 55 ff., 127, 153 ff.
Holda 15
Holland 157, 167 f.
Holunder 159
Hüter des Schatzes 19, 73, 79, 101, 109, 111, 114, 115

J

Jäger 15, 17 f., 32 ff., 37 ff., 55 ff., 93 ff., 124, 154 f., 169,
177
Jakob, St. 15, 56, 58, 111
Jeuch, Hans (Hauptmann) 23, 120, 123
Jeuch, Hans (Patriot) 133
Jungfrauen 32 ff., 36, 37 ff., 42 ff., 45 f., 55 ff., 58 ff.,
65 f., 67 ff., 73 f., 77 f., 81 ff.

K

Kamin 27, 153, 164 f.

Kapuziner 95
Kaspar, Rösslihap 90
Katzen — Katzenschwanz 28, 29, 160, 171
Keller — Kellerbutz 10, 17, 19, 20, 22, 26, 91, 112 ff., 115, 146, 154, 176, 177
Kinder 10, 14, 19, 26, 32 ff., 38 ff., 54, 76 ff., 105, 111, 115, 143, 145, 147, 148, 179
Kirche 19, 20, 23, 28, 85, 93, 99, 107, 111, 112 ff., 120, 121 f., 128, 133, 152, 164, 179, 181
Klarinette 129
Kleider 65, 76, 103, 112, 124, 136, 139, 152, 172, 176, 177
Kloster. Mönchskloster 19, 58, 111, 112 ff., Nonnenkloster 80
Kohlplatz 184
Krämerköpfe 17, 93 ff.
Kranz 40, 69
Kreis 19, 48, 50, 108
Kreuz 15, 44, 56 f., 69, 121, 181
Kreuzstock 141
Kristall 59 f., 79, 81 f.
Krone 48, 51, 53, 59 f.
Krötenkopf 143
Kugeln, treffsichere — kugelfest 15, 23, 56, 120

L

Lamm, weisses 23 f., 42 f., 121 f., 124
Langwies 82
Lemm 20, 102

M

Madrisa 14 f., 45 ff., 48 f., 50 f., 55 ff., 58 ff., 148
Mahl 14, 17, 19, 22, 26, 27, 32, 36, 54, 60, 63 f., 68 f., 76 f., 91, 98, 103 f., 105, 112 f., 115 f., 126 f., 128 ff., 133, 137, 146, 147, 151, 152, 154, 157, 166, 177
Marchensetzer 17, 96
Mezzaselva 20, 102, 154
Mitternacht 21 f., 29, 91, 109, 113, 129, 141, 160, 164, 175, 176, 177, 181
Monbiel 17, 23, 96, 126, 131, 133, 139, 157, 172, 175
Mönchalp 84, 87, 168
Mönche 19, 58, 87, 95, 112 ff.
Montafon 23, 112 ff., 120, 123, 146
Musik und Gesang 26, 27 f., 29, 34, 37 ff., 48, 50, 121, 125, 126 f., 128 ff., 136, 146, 147, 152, 153, 154 f., 157, 160 f., 162 ff., 166, 176, 177

N

Nachbarn 29, 99, 166, 171
Nonne 80
Novai 124 f., 176, 177
Nusschalen 19, 112
Nuttli, Partli 130

O

Ottern 51, 53

P

Pardenn 134, 149, 154 f., 157, 159, 167
Paris 157 f., 164
Pest 23, 72, 82, 126, 128 f., 131
Pfarrer — Pfarrers Frau 76 f.
Pfeifen. Musikpfeife 26, 48, 50, 147, Tabakpfeife 128, 138, 148, 177
Pferde 17 f., 23, 37 ff., 59, 90, 93 ff., 102, 120, 131, 154
Prättigauer Freiheitskampf 23 f., 120 ff.
Psalmen 29 f., 121, 176, 177
Pudel, schwarzer 22, 109

Q

Quelle 63, 76 ff., 80, 105, 107

R

Raben 179
Reiter 17 f., 37 ff., 90, 93 ff., 120
Riedloch 160 f., 162 ff., 166
Rind 26, 27, 134, 147, 151
Ring, goldener 73
Ritter 37 ff., 120
Rücken des Viehs 149

S

Saas 14 f., 23 f., 35, 45 ff., 48 f., 50 f., 55, 58 ff., 121 f., 124, 148

Salbe 153

Salz — Salzmännlein (Nebelmännlein) 89

Sardasca 42 ff., 134

Scaletta 134

Schätze 19 ff., 73 ff., 79 f., 101 ff.

Schelmapfiifli 26, 147

Schimmel 23, 90, 120, 128

Schlangen — Schlangenbanner 48 ff., 63, 79 f., 152

Schlappin 15, 26, 53, 55, 112, 120, 123, 147, 148

Schloss von Scharenn 37 ff.

Schlüssel 131, 184

Schneckenhäuslein 19, 112

Schreierbach 49

Schuhe 139

Schüler, fahrende 19, 48 ff.

Schweine 13, 84, 134, 171, 184

Selfranga 25, 145

Serneus 21 f., 76 ff., 80, 105, 107, 134, 135, 182

Silber 19, 50, 108, 114

Silvretta 14, 17 f., 32 ff., 93 ff., 167, 172

Sodom- und Gomorrhämotiv 14

Sonntagskinder 21, 97, 109

Sprüche 50, 65, 109, 136, 137, 143, 151, 153, 164 f., 179, 182, 183

Steine 13, 73 ff., 84, 85, 90, 96, 102, 104, 108, 139, 140 ff., 165

Steinmännli 13, 75

Stier, schwarzer 15 f., 86

Sturm 13, 17, 57, 75, 79, 91, 143

Stutzalp 89

Süser Tal 90

T

Tanz 28, 37, 66, 126 ff., 153 ff.

Teufel 13, 19, 22, 27 ff., 55 ff., 84 ff., 93, 152, 154 ff., 160 f., 183

Tiroler 23, 116 f.

Totalp 13 f., 62 ff., 65 f., 73 f.

Totenvolk (Nachtschar, wütendes Heer) 18, 29 f., 93 ff., 124 f., 173 ff.

Traum 12, 42 ff., 59, 69 f., 91, 112

Tüfelstein 13, 85

U

Uezimännli — Uezistein 139

V

Veltlin(er) 23, 116 f., 139

Venedig(er) 19, 103 f., 107 f.

Vereina 17, 32 ff., 68, 89 ff., 134, 151, 172

Vernela 34, 68

Verstancla 134

Viper 51

Vögel 42 ff., 56, 159, 179

W

Weihnacht 60

Wetter — Wetterwechsel 25, 87 f., 93, 102, 137, 148, 178

Wilde Leute 24 f., 32 ff., 45 ff., 136 ff., 148

Wildmännli 136 ff., 148

Wotan 18, 29

Z

Zauber 15, 27 ff., 34, 55 f., 75, 152 f., 164 f., 166, 167 f., 169 ff., 179

ISBN 3 - 9521567 - 0 - 1

Diese Sagensammlung enthält über 90 Sagen aus Klosters und Umgebung. Eine faszinierende Vielfalt volkstümlicher Erzählungen, die hier zu einem Band vereinigt wurden. Einige der Sagen sind schon andernorts gedruckt erschienen, andere wieder fanden nur mündliche Überlieferung und wurden hier erstmals gedruckt. Das Buch ist ein Lese- und Vorlesebuch für jung und alt. Der interessierte Leser findet in der Einleitung Erklärungen zu den Sagen und ihrer Welt aus volkskundlicher, psychologischer und religiöser Sicht. Die thematische Gliederung und das Stichwortverzeichnis machen diese Sagensammlung auch zu einem Arbeitsbuch.

Jakob Vetsch, geboren 1954, von Grabs SG, ist evangelischer Pfarrer.

Nach der Wirtschaftsmatur 1973 studierte er in Basel und Freiburg im Breisgau Theologie. Von 1977 bis 1982 wirkte er als Pfarrer in der Kirchgemeinde Klosters-Serneus. Anschliessend versah er bis 1997 die Pfarrstelle in Wartau-Gretschins und seither an der Matthäus-Kirche in Zürich. Im Rheintal war er Vizedekan des Kirchenbezirks.

Zahlreiche Buchveröffentlichungen, darunter die Schrift «Das Gotteshaus zu Serneus». 1994 verlieh ihm die St. Gallische Kulturstiftung einen Anerkennungspreis.

